

93700
1940 (L)
Nummer 1 4. Januar 1940

Berliner

49. Jahrgang Preis 20 Pfennig
Copyright 1940 by Deutscher Verlag, Berlin

Illustrierte Zeitung



Neuer Tatsachenbericht:
**Die Heimfahrt der
„Bremen“**

Erster Drehtag eines neuen großen Films...

Hanns Hubmann

Sarah Leander als Maria Stuart und Willi Birgel als Bothwell.

Fünf Seiten:

Der Film „Das Herz einer Königin“ behandelt das Leben Maria Stuarts: Tagen höchsten Glanzes folgt das bittere Ende auf dem Schafott. Die Aufnahmen haben unter der Spielleitung von Professor Carl Froelich begonnen. Die beiden Hauptdarsteller plaudern in einer Drehpause bei einem Glas Crog.

„Deutsche Luftsiege im Nordseeraum“

F. F. 417



Unser Auftrag: Aufspüren und Vernichten englischer Handelsschiffe und Vorpostenboote an der britischen Küste in der Höhe des Firth of Forth, Beobachtung neutraler Handelsschiffe, die nicht anzugreifen sind.

In den frühen Morgenstunden sind wir gestartet. Nach 1½stündigem Flug begegnen wir einer deutschen Minensuchboots-Flottille, wir begrüßen sie: der Pilot schwenkt den Steuerknüppel hin und her, die Maschine wackelt. Die Flottille fährt auf Lücke, um Meter für Meter die See auszukämmen nach losgerissenen englischen Minensuchern.

Der Wehrmachtbericht meldet: Nordsee-Ziele mit Erfolg angegriffen!

„Emil und Franz.“

So heißen in der Sprache der Fliegerkameradschaft der Flugzeugführer und sein Beobachter. Der Berichtstatter ist als Bordschütze mitgeflogen und liegt vorn in der Glaslanze, um während des Fluges diese Aufnahmen zu machen. Der Ausdruck der Gesichter ist gespart, Aufgabe und Verantwortung sind groß. Die Kursbestimmung auf hoher See ohne festen Gesichtspunkt verlangt höchstes navigatorisches Können.

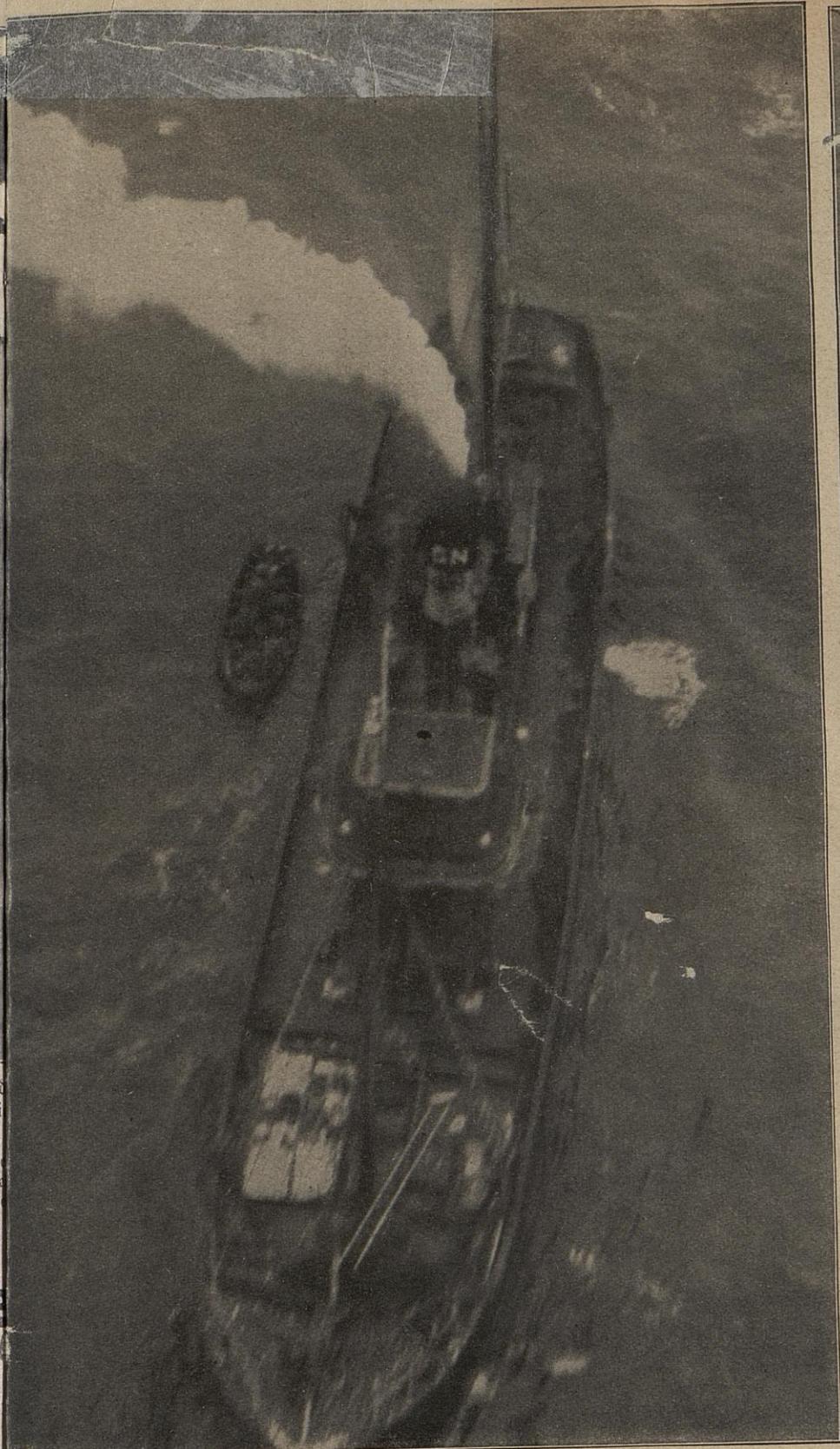
Ein Bildbericht von B. Wundshammer

Der erste Feind gesichtet: Ein Vorpostenboot.

In langen Fäden zischt die Leuchtspurmunition unseres MG.s vor den Bug des Schiffes, das Zeichen zu stoppen und die Flagge zu zeigen. Aber nichts davon geschieht...



Die er erzählt gestoppt stratio



Die nächsten Garben unseres MG.s streichen über das Deck...
 Erst jetzt stoppt das Schiff, die Maschinen werden abgestellt,
 der Dampf abgelassen, die Mannschaft geht ins Boot.



Der Dampfer ist von der Mannschaft verlassen, wir fliegen ihn an, der Bombenschütze löst sein Gerät aus...
 Die erste Bombe ist dicht hinter dem Heck ins Wasser gefallen. Die Gewalt der Detonation ist so ungeheuer, daß die Schiffsplanken eingedrückt wurden.



Der Volltreffer.

Die Bombe der zweiten Rottenmaschine hat mitten auf Deck eingeschlagen. Eine riesige Explosionswolke verdeckt das Schiff fast vollständig. Der Auftrag ist erfüllt, wir gehen auf Gegenkurs! Richtung Heimat! Ein Weg von einigen Flugstunden liegt noch vor uns.



Die Küste ist nur 10 Kilometer entfernt.

Die englische Mannschaft rudert in ihrem Rettungsboot Richtung Land. Unser Berichtstatter erzählt: „Die letzten Schüsse über das Deck hätten sie sich ersparen können, wenn sie gleich gestoppt hätten. Hernach winkten sie mit einem großen weißen Tuch, eine überflüssige Demonstration, denn deutsche Flieger schießen nicht auf eine Schiffsbesatzung, die in die Boote geht.“



Luftkampf mit einem englischen Flugboot über der Nordsee.

Zum erstenmal fotografiert

„Wir waren schon auf dem Heimflug, nachdem wir einige Vorpostenboote versenkt hatten“, erzählt unser Berichterstatter, „als eine Sunderlandmaschine uns angreift. Sekundenlang duellieren sich die MG.s in rasendem Vorbeiflug. Der englische Heckschütze hat seinen Lauf direkt auf uns gerichtet. In dem Augenblick, als ich diese Aufnahme mache, beschießt unser Funker oben auf dem Rumpf gerade den Engländer; dann sind wir vorbei und ziehen unsere Maschine in einer großen Rechtskurve zum zweiten Anflug. Wir haben auch einige Treffer bekommen, aber Sekunden später kommt...

... der Engländer zum zweitenmal vor unsere Kan...
Diesmal sind wir ganz dicht herangegangen und sehen, unsere Leuchtspurmunition in den Führerstand einschlagen. Außerdem haben wir den rechten Motor getroffen. Sekunden, nachdem die Sunderland hinter uns verschwunden, meldet unser Funker den Absturz des Engländers. Von sieben Mann Besatzung ist in der Nordsee nichts mehr erkennen...“ Benno Wundshammer (2)



Der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht an der vordersten Front.

Der Führer nimmt vor einem Bunker die Meldung entgegen. Dichter Nebel liegt über den Stellungen, nur wenige Meter weit ist die Sicht. Drei Tage lang weilte Adolf Hitler in den vordersten Linien und feierte dort mit seinen Soldaten Weihnacht.



Am Heiligen Abend: Der Führer in der Luftver- teidigungszone West.

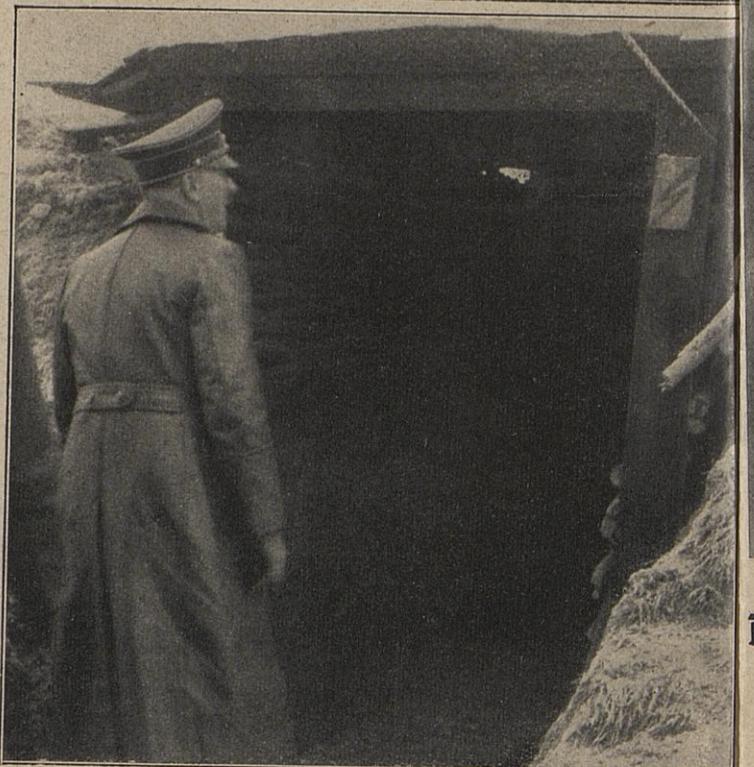
Er beschenkte die Flak-Batterien zu Weihnachten und verzehrte mit den Flak-Soldaten ein Mittagbrot unter dem Weihnachtsbaum: Linsensuppe aus der Feldküche. Viele Stellungen, gut getarnt und von Rauhreif überzogen, wurden besichtigt (Bild links).

Der Führer an der Westfront

Im Vorfeld...

Der Führer beschenkte selbst die Männer in den Vorpostenstellungen, die noch vor wenigen Wochen vom Feinde besetzt waren. Er überschritt dabei, zum erstenmal seit 1918, die französische Grenze bei den Spicherer Höhen.

Presse-Hoffmann (4)



Der
Der
verb

Die Luftschlacht ^{in der} Deutschen Bucht

Unser Zeichner Hans Liska besuchte die siegreichen deutschen Flieger und hielt ihre Schilderungen im Bild fest



Deutsche Jagdflugzeuge und Zerstörer stürzen sich von den Seiten her auf die Bickers-Wellington-Maschinen.

Der Kampf beginnt:

Der geschlossene Feindverband wird gesprengt

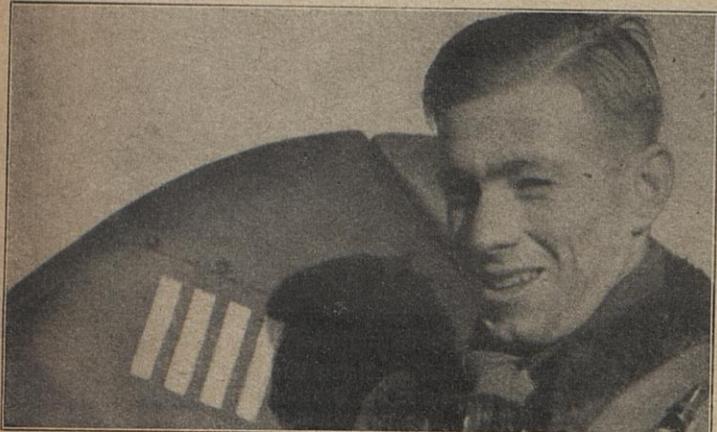
In geschlossenen Formationen fliegen die Engländer an (A). Die Messerschmitt-Maschinen klettern mit überlegener Geschwindigkeit über sie hinauf und stoßen von der Seite her auf den Feind herab. Bei dieser Angriffsrichtung kann die Feuerkraft der massiert fliegenden Engländer die Deutschen am wenigsten gefährden. Die Luftschlacht in der Deutschen Bucht beginnt: Zuerst werden die Maschinen in den letzten Reihen angegriffen. Von rechts und links stürzen sich die Messerschmitt-Maschinen, aus allen Rohren feuernd, auf die Bickers-Wellington. Ihr Hauptziel: Der Schütze im Heck des Engländers. Der Feind muß, wenn er nicht sofort abgeschossen werden will, ausweichen und dreht nach rechts und links ab. Damit bricht er aus dem Feuerschub seiner Formation aus und ist nun den deutschen Jägern ausgeliefert. Die Messerschmitt klemmt sich hinter den Engländer (B). Trifft sie ihn nicht schon beim ersten Anflug, dann raft sie vorbei (C) und gibt das Schussfeld für die zweite deutsche Maschine frei (D). Inzwischen wurde die erste Maschine wieder hochgerissen und beginnt sofort, wenn der Feind nicht schon im Abstürzen ist, den zweiten Angriff. So wird eine englische Maschine nach der anderen systematisch aus dem Verband gesprengt (E). Hierbei sind die Messerschmitt-Jagdeinsitzer und die Messerschmitt-Zerstörer jedem gegnerischen Flugzeug durch ihre Schnelligkeit, Wendigkeit und Feuerkraft überlegen.



Von Deutschen gerettete Engländer.

Links der Engländer Wimberley, der durch Splitter der zerstörten Bugkanzel verletzt wurde, und rechts der Sergeant Ruse, der sich unverletzt aus der brennenden Maschine retten konnte.

Weltbild (1), Presse-Hoffmann (1)



Ihm gelangen drei Abschüsse.

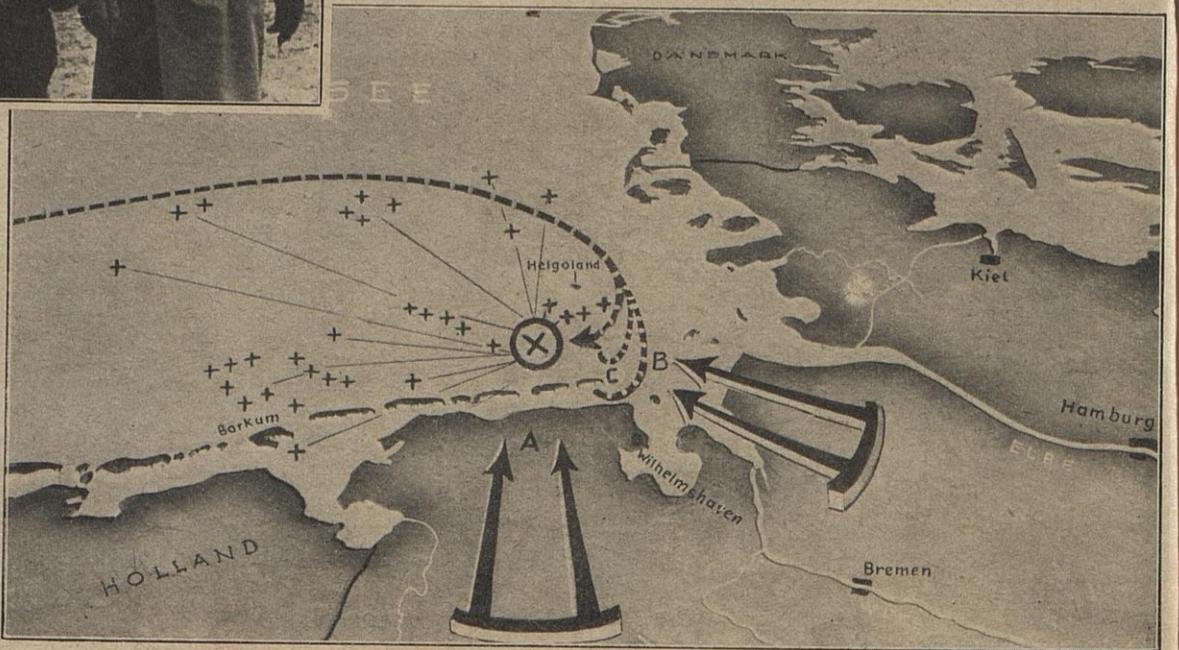
Leutnant Lent kam erst zwei Tage vor der großen Luftschlacht in der Deutschen Bucht zum Geschwader von Oberleutnant Schumacher. Er hatte im Polenfeldzug schon einen Abschuss gehabt: Vier Abschußstriche schmücken jetzt das Leitwerk seiner Maschine.

Gronefeld

Drei Abschüsse in 10 Minuten!

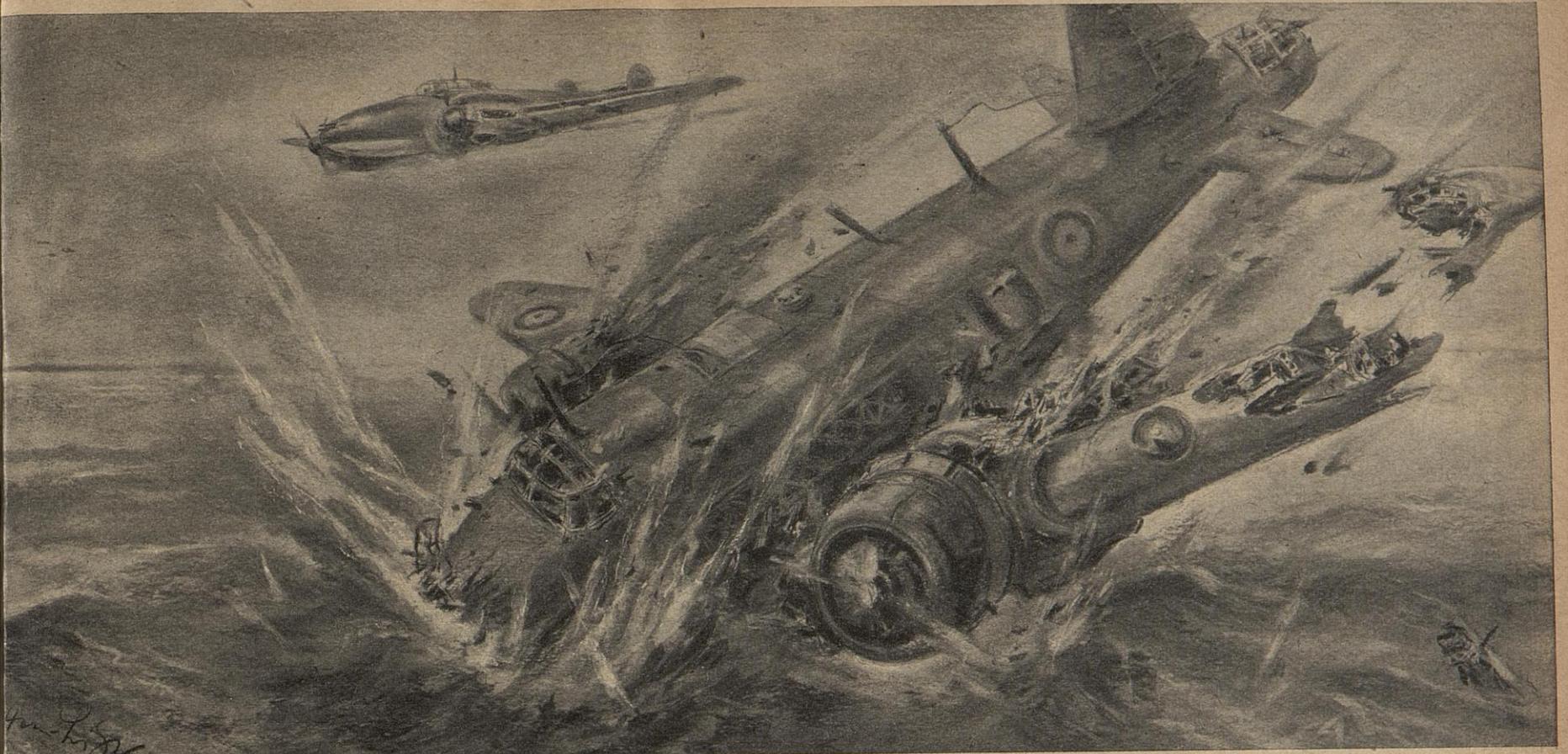
Der erste Abschuss: Krachend schlägt die Bickers-Wellington auf den Boden, Sandfontänen spritzen auf. Der Rumpf zerbricht, eine Rauchfahne schlägt aus einem Motor.

Das ist das Ende eines rasenden Sturzfluges aus 3000 Meter Höhe. Der Messerschmitt-Zerstörer von Leutnant Lent hat den Engländer in dieser Höhe zum Zweikampf gezwungen und ihn immer tiefer gejagt. 5 Meter über einer Sanddüne, nahe an der Insel Borkum (im Hintergrund links), fängt der englische Pilot seine Maschine ab; eine Bauchlandung auf der Düne war die letzte Rettung für die zwei Mann der englischen Besatzung, die noch lebten. Die deutsche Maschine umkreist in selbstverständlicher Hilfsbereitschaft für die kampfunfähig gewordenen Engländer die Sanddüne und ruft durch Funkpruch Hilfe herbei. Den zweiten und dritten Gegner schoss Leutnant Lent über dem Meer ab. Zu den drei Abschüssen brauchte er 10 Minuten.



Wo die 34 englischen Maschinen gejagt und vernichtet wurden.

Die Engländer flogen, um dem Feuer der Helgoländer Batterien zu entgehen, im weiten Bogen um die Insel und schwenkten dann nach Süden ein (gestrichelte Linie). Die deutschen Jagdstaffeln griffen von beiden Seiten her den Gegner an (A und B), zersprengten seine geschlossenen Formationen (C) und jagten dann einzeln die Bickers-Wellington-Maschinen, bis sie „im Bach“ verschwanden (durch Kreuze gekennzeichnet). Einzelne Maschinen, die sich den Jägern entziehen konnten, gerieten in das Abwehrfeuer der Flak auf den Inseln und an der Küste. Sie mußten umkehren, ohne zum Bombenabwurf zu kommen. Karte: Deutscher Verlag



Wie Torpedos, die aus 3000 Meter Höhe herabfallen, versinken die englischen Maschinen in der Nordsee!

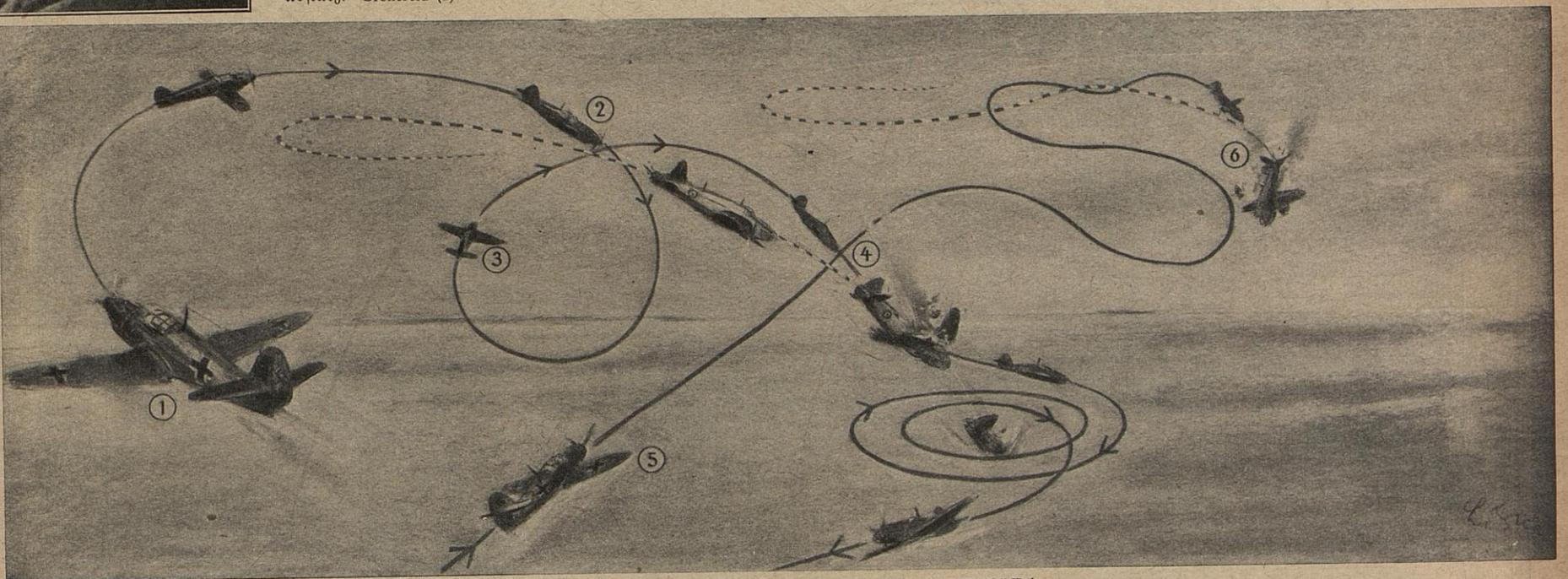
Die deutschen Jäger und Zerstörer stürzen sich auf die Engländer, jagen sie in ständigem Feuer vor sich her, zwingen sie immer tiefer zur Nordsee herunter. Eine Bickers-Wellington nach der anderen stürzte, eine lange Rauch- und Feuerfahne hinter sich herziehend, ins Meer. Von den etwa 40 bis 50 englischen Maschinen kehrten 36 nicht nach Hause.



Jeder von ihnen hat mindestens einen Abschluß.
Die Besatzungen siegreicher Zerstörer und Jagdeinsitzer bei der ersten Besprechung nach den gewaltigen Luftkämpfen.



Oberstleutnant Schumacher, Kommandeur des siegreichen Geschwaders, brachte selbst auch eine englische Maschine zum Absturz. Gronewald (2)



Trotz Zwischenlandung und Tankpause — zwei Abschüsse!

Ein deutscher Jäger hatte schon seit geraumer Zeit Sperre geflogen, als die angreifenden Engländer gesichtet wurden. Kaum hat der Führer der Messerschmitt-Maschine 109 (1) eine englische Maschine (gestrichelte Linie) entdeckt, da nimmt er Kurs auf sie, setzt sich durch seine phantastische Geschwindigkeit in Sekunden über den Feind und stürzt sich auf ihn herab, aus allen Läufen feuernd (2). Doch der Gegner ist noch nicht entscheidend getroffen; die Messerschmitt rast an ihm vorbei, zieht wieder hoch (3) und stößt zum zweitenmal auf den Engländer (4). Die Schußgarben fliegen diesmal im Motor, und wie eine brennende Rakete stürzt die Maschine ins Meer. Doch die Messerschmitt hat jetzt fast keinen Brennstoff mehr, macht kehrt, jagt zum Flughafen zurück, tankt und steigt sofort wieder auf. Da! — Da sind wirklich noch ein paar! Einen davon nimmt sich der Flieger aufs Korn, überwindet in wenigen Minuten die gewaltige Entfernung (5), greift an und bringt auch den zweiten Engländer zum Absturz (6).

O V E R S T O L Z O . / M .

H



N

G Ü L D E N R I N G M I T G O L D M U N D S T Ü C K

G Ü L D E N R I N G M I T G O L D M U N D S T Ü C K

*Unsere NEUEN Packungen
entsprechen dem Erfordernis,
wichtige Rohstoffe einzusparen.*



*An der Qualität der Zigaretten
hat sich nichts geändert.*

HAUS NEUERBURG

H A D A N K

O V E R S T O L Z O . / M .

1940 Nr. 1
Z
W
A
währen
sieht na
der näd
die Bor
„Sie
Apothel
Wette
große
morgen
die We
„Ich
sagt de
„Das
ehe wi
„So
wieder
die der
Wir he
steht se
heißt
Savan
„S
erklärt
Bier d
konjul.
keiten.
den Pi
aus?“
„W
ich m
gerade
was d
nach d
drei a
Er tri
gerade
die Se
Se
brauch
die B
„N
doch g
De
aus d
ungil
„Bren
wie i
stimm
dafür
entste
zähler
spielt
S
ziere,
Pflid
wöhn
als r
schwa
sam
Baro
gleich
ausfi
Frag
ton
bour
den
Y
schlo
seine
zutei
Schi
Auf

Wir fahren ein Schiff!

VORSICHTBAARS

Der Bericht vom Durchbruch der „Bremen“

Von Alfred Gerigk

Copyright 1940 by Deutscher Verlag, Berlin

Alle deutschen Schiffe haben Anweisung erhalten, sich in neutrale Häfen zu begeben.“ Der New-Yorker Börsenmann betont jedes einzelne Wort, während er den Satz aus der Bordzeitung vorliest. Er sieht nachdenklich dem Steward nach, der jetzt schon bei der nächsten Gruppe auf dem Sonnendeck der „Bremen“ die Bordzeitung verteilt.

„Sie sehen, ich gewinne meine Wette“, ruft der Apotheker aus Budapest. „Vergessen Sie nicht, die Wette heißt: Sechs Tage nach der Landung beginnt der große Krieg.“ Heute haben wir den 26. August. Übermorgen sind wir in New York. Sechs Tage danach ist die Wette gewonnen.“

„Ich glaube aber, daß Sie die Wette verlieren“, sagt der Dritte im Kreise. Und auf eine fragende Geste: „Das sieht so aus, als ob der Krieg ausbrechen wird, ehe wir noch in New York ankommen.“

„Fahren wir überhaupt nach New York?“ nimmt wieder der Börsenmann das Wort. „Da steht, daß die deutschen Schiffe neutrale Häfen aufsuchen sollen. Wir haben 28 Grad Meerwassertemperatur. Die Sonne steht seit Tagen steuert. Das heißt Südkurs. Das heißt Mittelamerika oder Südamerika. Ich wette auf Havanna als Landungshafen.“

„Südkurs ist nichts als eine Vorsichtsmaßnahme“, erklärt ein Biertrinker. „Überlegen Sie bitte, meine Herren: Vier deutsche Gesandte an Bord. Ein deutscher Generalkonsul. Eine Schar prominenter deutscher Persönlichkeiten. Und die „Bremen“ fährt des Nachts mit strahlenden Lichtern ihren Kurs weiter. Sieht das nach Krieg aus?“

„Mag sein, daß Sie recht haben. Jedenfalls werde ich meine Vorsichtsmaßnahmen treffen. Dort kommt gerade das Bordreisebüro persönlich. Passen Sie auf, was der Herr Groß für ein Gesicht macht, wenn ich ihn nach dem Fahrplan frage.“ Der Börsenmann winkt den drei anderen zu und erhebt sich aus seinem Liegestuhl. Er tritt einen Schritt auf den Verkehrsbeamten zu, der gerade vorbeigeht. „Können Sie mir den Flugplan und die Schiffsrouten Havanna—New York zusammenstellen?“

Herr Groß neigt zustimmend den Kopf. „Wann brauchen Sie die Routen? Aber Sie meinen sicherlich die Verbindung von New York nach Havanna?“

„Nein, Sie haben schon richtig gehört. Wir gehen doch gar nicht nach New York. Ich tippe auf Havanna.“

Der Verkehrsbeamte der „Bremen“ wendet den Blick aus der flimmernden Sonnenglut, die das Riesenschiff umgibt. „Verzeihung, ich verstehe die Frage nicht. Die „Bremen“ ist doch nach New York bestimmt. Und sie wird wie immer ihren Bestimmungsort anlaufen. Ganz bestimmt, meine Herren. Gerade Kapitän Ahrens sorgt dafür, daß seinen Passagieren keine Unbequemlichkeiten entstehen. Darf ich Ihnen vielleicht den Vorgang erzählen, der sich in Las Palmas mit der „Somerich“ abspielte?“

Herr Groß vom Reisebüro kennt wie jeder der Offiziere, der Zahlmeister, der Stewards seine wichtigste Pflicht: die Passagiere zu beruhigen, wenn etwas Ungewöhnliches geschieht. Das war schon im vorigen Jahr so, als man mitten in der Tschechenkrise auf dem Ozean schwamm. Damals ließ Kapitän Ahrens sie alle zusammenrufen und gab ihnen als oberstes Gesetz die Parole: Die Passagiere dürfen nicht beunruhigt werden, gleichviel, was geschieht. Seit man aus Bremerhaven ausfuhr, geht es jetzt jeden Tag so: Fragen, Fragen, Fragen. Seit man durch die Minensperre bei Southampton fuhr, seit man im Nebelgrau die Reede von Cherbourg wieder verließ, ist eine Frage-Epidemie unter den Passagieren ausgebrochen.

Wer kann wissen, was man oben auf der Brücke beschlossen hat? Kapitän Ahrens hat nicht die Gewohnheit, seine Entscheidungen der versammelten Mannschaft mitzuteilen. Aber wenn man auch nicht weiß, was die Schiffsführung vorhat, weiß man doch, was zu tun ist. Auf dem weiten Sonnendeck liegen die Passagiere in

ihren Liegestühlen. Seit Tagen ist der Badeanzug das Hauptbekleidungsstück der Passagiere, die halb nackt und braungebrannt herumlaufen. Natürlich fährt die „Bremen“ Südkurs. Natürlich hat jeder Seebefahrene gemerkt, daß man gleich nach dem Passieren des Kanals, als die Positionslichter der „Normandie“, die gleichzeitig Cherbourg verließ, außer Sicht kamen, den Kurs gewechselt hat. Aber der Alte oben auf der Brücke wird schon wissen, warum er den Südkurs einschlug.

„Was war in Las Palmas mit der „Somerich“, Herr Groß?“

Der Verkehrsbeamte lehnt den angebotenen Deckstuhl höflich ab und bleibt bei den anderen stehen.

„Wissen Sie, daß die „Somerich“ eigentlich ein deutscher Dampfer war? Jawohl, auch ein Lloyd-Dampfer, der erst nach dem Weltkrieg fertig wurde und den man an die Engländer abliefern mußte. Reparationskonto, nicht wahr? Als deutscher Dampfer hieß er „Columbus“. Dann wurde ein neuer deutscher „Columbus“ gebaut, genau so groß wie der abgelieferte, und Herr Ahrens stand als Kapitän auf der Brücke. Der neue deutsche „Columbus“ kam nach Las Palmas. Recht ungünstige Hafenerhältnisse, eine enge Hafeneinfahrt, ungünstige Wind- und Wasserverhältnisse, hoher Seegang. Auf der Reede draußen sah Kapitän Ahrens die „Somerich“ liegen. Sie hatte sich nicht in die Hafeneinfahrt hineingetraut und bootete die Passagiere aus trotz des Seeganges und aller Unbequemlichkeiten, die das mit sich bringt. Kapitän Ahrens sah mit einem Blick, was los war. „Wir gehen an die Pier“, erklärte er ohne lange Überlegung, und an der „Somerich“ und ihren ausgebooteten Passagieren vorbei rauschte der „Columbus“ durch die schmale Hafeneinfahrt hindurch.“

Herr Groß macht eine kleine Pause und beobachtet die Gesichter der Zuhörenden.

„Nur eine kleine Geschichte, meine Herren, die schon ein paar Jahre alt ist“, fährt er dann fort. „Aber diese kleine Geschichte wird Ihnen zeigen, wie Kapitän Ahrens seine Aufträge erfüllt. Und sein Auftrag ist ja, die „Bremen“ nach New York zu bringen. Soll ich nun wirklich noch die Flugroute von Havanna nach New York zusammenstellen?“

Wenn es Krieg gibt . . .

Im Kapitänszimmer sitzt Kapitän Ahrens tiefgebeugt über ein Funktelegramm und den Dechiffrierschlüssel. Der Befehl aus der Heimat gibt ihm für den Kriegsfall auf, feindliche Sperren zu durchbrechen und Kurs zur Heimat oder nach einem neutralen Hafen zu nehmen.

Als sein erster Offizier das Zimmer betritt, steht Ahrens auf. Seine Hünenstatur verdeckt das breite Fenster neben dem Schreibtisch. Umständlich und feierlich steckt er sich erst einmal die große Brasilzigarre an. „Hier, Herr Warning, lesen Sie selbst.“

Als Warning die wenigen Worte überflogen hat, sehen sich die beiden Männer einen Augenblick schweigend an. Sie wissen schon seit der Ausfahrt aus Bremerhaven, welche ungeheure Verantwortung auf ihnen liegt. Gegen 3000 Menschen, Passagiere und Besatzung, und das Riesenschiff selbst mit seinen Werten von vielen Millionen sind Kapitän Ahrens anvertraut. Gegen 3000 Menschen soll er in solcher Krisenzeit ungefährdet über den Ozean bringen, und über den Ozean soll er sein Schiff ungefährdet zurückführen.

Die „Bremen“ ausfahren zu lassen in den Tagen, in denen jede Meldung, jede Maßnahme enthüllte, daß England auf den Krieg zudrängte, war kein leichter Entschluß für die Reederei. Mußte man nicht darauf gefaßt sein, daß die Engländer in Southampton versuchen würden, das Spitzenschiff der deutschen Handelsmarine zu beschlagnahmen? Mußte man nicht mit Zwischenfällen und Gefahren in Cherbourg rechnen? Trotzdem hat die „Bremen“ beide Häfen angelaufen. Trotz der täglich drohender klingenden Radiomeldungen aus England

fährt die „Bremen“ mit ungelöschten Lichtern, um die Passagiere nicht zu beunruhigen.

Die beiden Männer im Kapitänszimmer sind unter den 3000 Menschen an Bord die einzigen, die bis in jede Einzelheit die Vorsichtsmaßnahmen kennen, die man für den Fall eines Angriffs auf das Schiff, für den Fall einer Beschlagnahme in Southampton oder Cherbourg vorbereitet hatte — auf der Brücke und im Maschinenraum und in der Funkstation. Warning weiß, daß sein Kapitän niemals das Schiff gebrauchsfähig in fremde Hände fallen lassen wird. Und Kapitän Ahrens weiß, daß er sich bei allem, was hätte kommen können und was kommen kann, auf seinen ersten Offizier verlassen darf wie auf sich selbst. Sie sind beides Männer, die um das, was geschehen muß, nicht viele Worte machen.

„Ja, Herr Warning, daß wir durchbrechen wollen, wenn es Krieg gibt, ist ja selbstverständlich. Aber ebenso selbstverständlich ist, daß wir erst die Passagiere absetzen.“

„Wird die Zeit dann noch ausreichen?“

Kapitän Ahrens weiß, daß dieser Einwand nicht ernst gemeint ist, daß er mit seinem ersten Offizier einig darüber ist, welche Pflichten man gegen die Passagiere hat, die ihm anvertraut sind. Er macht eine Handbewegung: „In keinem Fall soll man sagen können, die „Bremen“ bringe ihre Fahrgäste nicht ans Ziel.“

„Und dann auf Nordkurs zurück?“

„So schnell wie möglich, wenn wir genug Del bekommen.“ Ahrens zückt die Axteln. „Sonst müssen wir eben nach Südamerika.“ Er überlegt einen Augenblick, die Zigarre zwischen den Zähnen. „Wann rechnen Sie genau mit der Ankunft in New York?“

„Gegen sechs Uhr morgen nachmittag.“

„Also noch abends die Deklaration fertigmachen, Passagiere schnell landen und wieder raus.“

„Nachdem Del eingenommen ist.“

„Der leitende Ingenieur könnte mir mal eine Aufstellung über den genauen Delbestand auf die Brücke bringen. Wieviel Stunden er in New York braucht, Delverbrauch für Nordeuropa, für Spanien, für Südamerika.“ Der Kapitän tut ein paar tiefe Züge an seiner Zigarre. „Und dann lassen Sie jetzt den Passagieren sagen, daß ihre Telegramme nicht abgeschickt sind, und daß sie ihr Geld zurückbekommen. Ist jetzt ja nicht mehr nötig, ein Geheimnis daraus zu machen.“

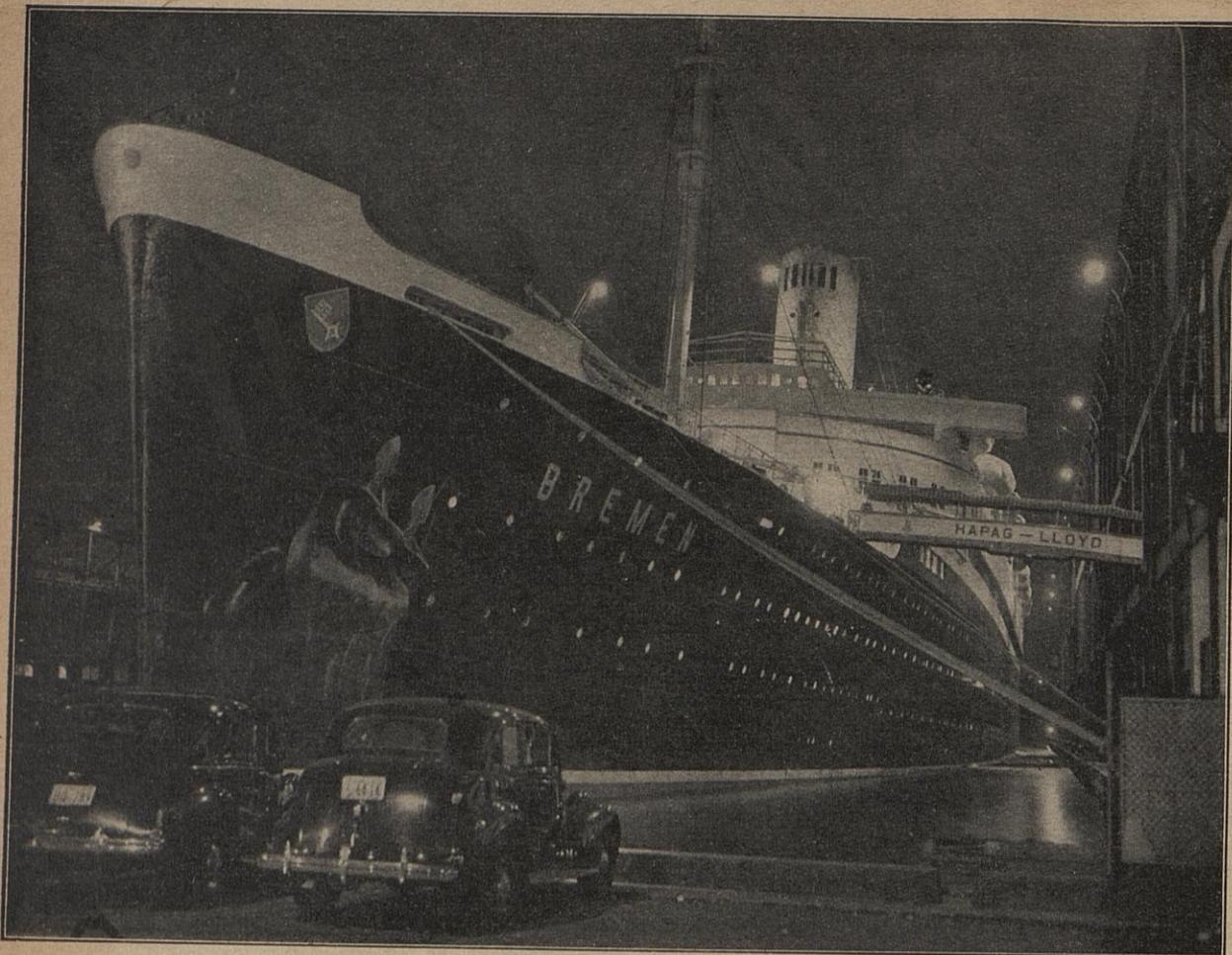
„Der Funkoffizier kann ihnen ja ein paar freundliche Worte sagen, daß wir nicht wie wild in den Aether funken und unseren Standort preisgeben konnten.“

Kapitän Ahrens nickt: „Ja, das ist dann jetzt wohl alles.“

Unten in den Passagieräumen geht das Raten um Krieg oder Frieden weiter wie seit Tagen. In der dritten Klasse fahren eine Anzahl Kellner eines großen Hotels in New York. Sie sind Deutsche, und nach jahrelanger Arbeit im Ausland waren sie für ein paar Wochen auf Urlaub zu Hause. Sie beherrschen die Stimmung im Speisesaal der dritten Klasse mit ihren lebendigen Erzählungen, was sie in Deutschland sahen.

In der Touristenklasse bildet sich stets ein Debattierklub um eine Gruppe von Franzosen. „Das französische Volk will keinen Krieg. Das französische Volk braucht Ruhe. Frankreich hat noch genug von den Verlusten des Weltkrieges.“ Das sind die Feststellungen, die sie jeden Tag auf Fragen und Hinweise wiederholen.

Oben im Wintergarten der ersten Klasse hat der Präsident eines großen amerikanischen Konzerns wie täglich einen Kreis andächtiger Zuhörer um sich versammelt, und wie unerschütterliche Wahrheiten spricht er seine Thesen aus: „Amerika in den Krieg? Wahrscheinlich nicht. Aber was wollen Sie immer mit der Erklärung, daß das amerikanische Volk keinen Krieg will? Darüber bestimmt nicht das Volk. Darüber bestimmen zwanzig oder dreißig Leute.“



Die „Bremen“ im Hafen von New York.

Associated Press Photo

In der Ladenstraße sucht wie an jedem dieser Ueberfahrtstage der Apotheker aus Budapest auch an diesem letzten Tag ein Gespräch mit Fräulein Schröder anzuknüpfen, die hier über die Verkaufsstände regiert. Diesmal läßt er sich einen Fotoapparat umständlich erklären.

„Wissen Sie schon, mein Fräulein, daß am sechsten Tag nach der Landung in New York der große Krieg ausbrechen wird?“

Fräulein Schröder lächelt ihn mit jenem freundlich-unverbindlichen Lächeln an, das ihr Beruf an Bord sie gelehrt hat: „Gerade am sechsten Tag?“

Der Herr aus Budapest ist froh, seine Geschichte noch einmal anbringen zu können, die er an Bord schon fast jedem erzählt hat: Ende Juli 1914 fuhr er zum ersten Male nach New York. Sechs Tage nach seiner Landung brach der Weltkrieg aus. Während des ganzen Krieges war er drüben. „Und jetzt habe ich das ganz sichere Gefühl, daß es genau wie vor 25 Jahren kommt: Wenn ich sechs Tage in New York bin, wird wieder der große Krieg beginnen.“ Und auf Fräulein Schröders ungläubiges Lächeln versichert er: „Sie können mir glauben, daß ich das ganz bestimmt weiß, ich habe hohe Wetten darauf abgeschlossen.“

Fräulein Schröder macht ein höflich-ablehnendes Gesicht: „Sehen Sie, dies ist meine Jubiläumsfahrt. Ich fahre jetzt zum hundertsten Male mit der ‚Bremen‘ über den Ozean. Bei allen hundert Reisen hat auf diesem Schiff immer alles herrlich geklappt. Da muß man doch optimistisch sein.“

„Haben Sie Geschütze an Bord?“

Die Polizisten, große, kräftig gebaute Jren, die seit Jahren den Dienst an den Kais haben und Mannschaft und Befahrung der großen Ozeandampfer kennen, grüßen den ersten Offizier der „Bremen“ freundlich, als er mit dem Makler über die leere Pier 86 zur Twelfth Avenue geht. Hinter der leeren Pier 86 drängen sich Menschen und Autos in dichter Menge. Fotoreporter vorweg, die die „Bremen“ in jeder Phase der Anlegemanöver knipfen, Zeitungsberichterstatter, die über jeden prominenten Passagier herfielen, um ihn nach seinen Erlebnissen zu fragen, Zeitungsverkäufer, die laut die Schlagzeilen ihrer Blätter ausrufen, Neugierige, Neugierige, Neugierige.

Es ist eine Sensation für New York, daß die „Bremen“ eingelaufen ist. Während der ganzen Ueberfahrt kam keine Nachricht von dem Schiff nach Amerika. Die Zeitungsredaktionen jagten Funkprüche über den Ozean — sie blieben ohne Antwort. Freunde und Verwandte funkten die Passagiere an — keine Antwort von Bord der „Bremen“. Phantastische Gerüchte breiteten sich aus. Und nun hat man Interviews mit den Passagieren schwarz auf weiß: Daß die „Bremen“ Südkurs fuhr, daß man bei strahlender Sonne und glühender Hitze an Deck braun brennen konnte, daß die Funktelegramme der Passagiere nicht befördert wurden, daß die „Bremen“ nicht wie die „Normandie“ ihre Lichter löschte, daß sie unverdunkelt über den Ozean fuhr.

Die vorüberfahrenden Autos stocken, wenn sie an der Pier 86 ankommen, und die Augen ihrer Insassen starren

auf das Riesenschiff, das hell beleuchtet an den Tauen festliegt — wenige Meter entfernt von der „Normandie“, dem französischen 80 000-Tonner, der ein paar Stunden vorher eingefahren ist und der das Bild an den Kais beherrschte, bis die „Bremen“ erschien.

Der erste Offizier der „Bremen“ muß sich mit dem Makler durch die Masse der Wartenden hindurchdrängen, um zum Auto zu kommen. Man macht ihm höflich Platz — nichts ist in der Bevölkerung von jener unfreundlichen Stimmung zu spüren, die aus dem Ton mancher Zeitungsüberschriften spricht. Aus den Rufen der Zeitungsverkäufer tönt immer lauter das Wort: „War“ („Krieg“) auf. Um einen der Zeitungsverkäufer ballen sich die Neugierigen zu dichten Klumpen. Warning wirft einen Blick auf das Zeitungspaket, das der Mann über dem Arm trägt. In Riesenlettern leuchten dort die Worte: „War now“ („Krieg jetzt“). Warning unterdrückt die Bewegung, die ihn durchströmt: Haben die Engländer es schon geschafft? Kriegsausbruch, während die „Bremen“ gerade in New York angekommen ist? Aber das amüsierte, gutmütige Schimpfen der Zeitungsverkäufer macht ihm den Trick klar, den der Verkäufer anwandte. „No war now“ („Kein Krieg jetzt“) heißt die Ueberschrift — aber das „No“ („Kein“) ist so geschickt umgeschlagen, daß man es erst sieht, wenn man das Blatt selbst in der Hand hält.

Das Auto faust über den High Way, jene Autohochstraße, die sich hoch über den Straßen der Stadt die Kais entlangzieht. Immer wieder ist dieses Bild überwältigend schön, denkt Warning, auch wenn man es oft gesehen hat. Ueberall in den Wolkenkratzern sind die Lichter aufgeflammt — wie berg hohe Leuchtsäulen ragen sie in den Himmel auf, der sich langsam dunkel färbt.

„Eine ganz anständige Leistung“, meint der Makler. „Auslieferung der Passagiere, der ganze Formalitätenkram mit der Emigrationsbehörde, unsere Konferenz auf der Brücke, die Verhandlungen über Del und Proviant und die Bearbeitung der Zollpapiere. Sie müssen mir zugeben, daß wir alles gut vorbereitet hatten, wenn wir jetzt in zwei Stunden fertig werden konnten.“

Warning nickt: „Morgen früh um sieben sind wir raus.“

„Am Anschlag steht: Abfahrt 5 Uhr früh.“

„Wir wollen die Mannschaft zwei Stunden vorher an Bord haben. Der eine oder andere könnte sich doch verspäten.“

„Haben Sie die Ueberschriften der Zeitungen gesehen: Die ‚Bremen‘ will ohne Deklaration wieder ausfahren?“

Warning lächelt: „Eine kindliche Vorstellung! Mitten im Frieden mit dem größten Schiff der deutschen Handelsflotte unklarisiert aus dem größten Hafen Amerikas fahren — das kann sich nur jemand ausdenken, der keine Ahnung von Schiffsahrt hat.“

Das Auto fährt vorbei an den Riesenbauten des Hudsons-Ufers. Da steht breit hingelagert mit seinen 19 Stockwerken das Starret Lehigh Building, da ragt fast 150 Meter in die Luft das New York Telephone Building, neben dem die großen Bürobauten mit ihren

20, 24 Stockwerken fast klein erscheinen. Nun biegt der Wagen zur Battery ein und hält vor dem Customs House. Das New-Yorker Hauptzollamt ist um diese Stunde noch hell erleuchtet.

Wie ein tiefer Trichter öffnet sich gegenüber die Einfahrt zum Broadway, der jetzt in dieser Bürogegend still und tot liegt, nachdem die Tausende von Büros den Menschenstrom ausgespien haben, der nach den Wohn- und Vergnügungsvierteln hingeflutet ist.

Im Zollamt rollen die tausendmal wiederholten Formalitäten vor den Zollbeamten ab. Die Papiere, vom Makler vorbereitet, werden ausgebreitet. Dann, wie stets, der feierliche Schwur des leitenden Offiziers: „Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe...“ Damit wird ja nun alles erledigt sein — mit der Eidesleistung über die Richtigkeit von Schiffspapieren und Mannschaftslisten.

„Sie fahren ohne Passagiere, Sir?“

„Wie es in den Papieren steht.“

Der Zollbeamte nickt. Dann nach einer kleinen Pause: „Nun will Sie noch der Collector sprechen.“

Der erste Offizier sieht auf: „Der Collector? Ist er jetzt noch im Hause?“

„Er ist hiergeblieben, um auf Sie zu warten.“

Warnings schmale Lippen pressen sich noch fester zusammen. Da muß irgend etwas faul sein, denkt er, während er zum Büro des Collectors geht. Der Chef der Zollbehörde hat nie etwas mit der Schiffsabfertigung zu tun. Was soll es heißen, daß er seinen geheiligten Büroschluß hinausgeschoben hat?

Von dem Stuhl hinter seinem Schreibtisch erhebt sich der Collector, als Warning ihm gemeldet wird: Ein großer, gepflegter Mann mit festen Gesichtszügen, ganz ruhige, sachliche Zurückhaltung.

„Es tut mir sehr leid, Mister Warning, daß ich Sie bemühen mußte. Sie wollen morgen früh um 7 Uhr abfahren? Nicht wahr? Ich bedauere, daß ich Ihre Ausfahrt hinauschieben muß.“

Er wartet einen Augenblick ab, um die Wirkung seiner Worte auf Warning zu beobachten. Dann fährt er langsam fort: „Ich habe vor wenigen Stunden den Auftrag bekommen, die ‚Bremen‘ auf Waffen untersuchen zu lassen. Haben Sie Geschütze oder Minen an Bord?“

„Es ist erst ein paar Minuten her, daß ich geschworen habe, daß nichts Deartiges an Bord ist.“

Der Collector nickt. „Trotzdem muß ich die Untersuchung durchführen lassen.“ Er zögert einen Augenblick, dann fügt er hinzu: „Es werden im übrigen alle Schiffe untersucht, auch die ‚Normandie‘.“

Warning überlegt nur einen Augenblick. Alles kommt darauf an, den unerwünschten Aufenthalt so stark wie möglich abzukürzen.

„Wenn die Untersuchung notwendig ist, bitte ich, sofort damit zu beginnen. Es ist jetzt neun Uhr abends. Bis sieben Uhr früh könnten Ihre Beamten fertig sein.“

Der Collector macht eine bedauernde Geste: „Wir haben nicht genug Leute, um die Untersuchung nachts durchzuführen. Wir müssen morgen früh beginnen. Den anderen Schiffen geht es genau so.“

„Wieviel Stunden werden Ihre Beamten für die Untersuchung nötig haben? Können wir den neuen Abfahrtsstermin schon festsetzen?“

„Bei einem so großen Schiff läßt sich das nicht abschätzen. Die Beamten müssen morgen selbst zusehen, wieviel Zeit sie brauchen.“

Als Warning und der Makler wieder in dem Auto sitzen, macht Warning seinem Aerger Luft. „Mit ein paar Stunden ist das nicht abgetan. Das war deutlich zu spüren. Aber wir werden schon noch hinauskommen. Sie wissen hier doch ganz genau, daß wir keine Kanonen an Bord haben. Ich möchte wissen, wo wir sie verstecken sollten.“

Abfahrt verschoben!

Auf dem Times Square drängen sich die Menschen schrittweise vorwärts. Das Paramount-Theater hat seine 4000 Zuschauer entlassen. Vom Metropolitan Opera House rollt die unendliche Kette von Autos in den „Great White Way“, das taghell strahlende Vergnügungsviertel des Broadway. Die Lichtreklamen der Kabarets, der Kinos, der Autofirmen, der Zahnpasten und Wunderkreme überblenden einander mit ihrem Wechsel von Aufblätern und Berlöschen, ihren grellen, bunten Farben.

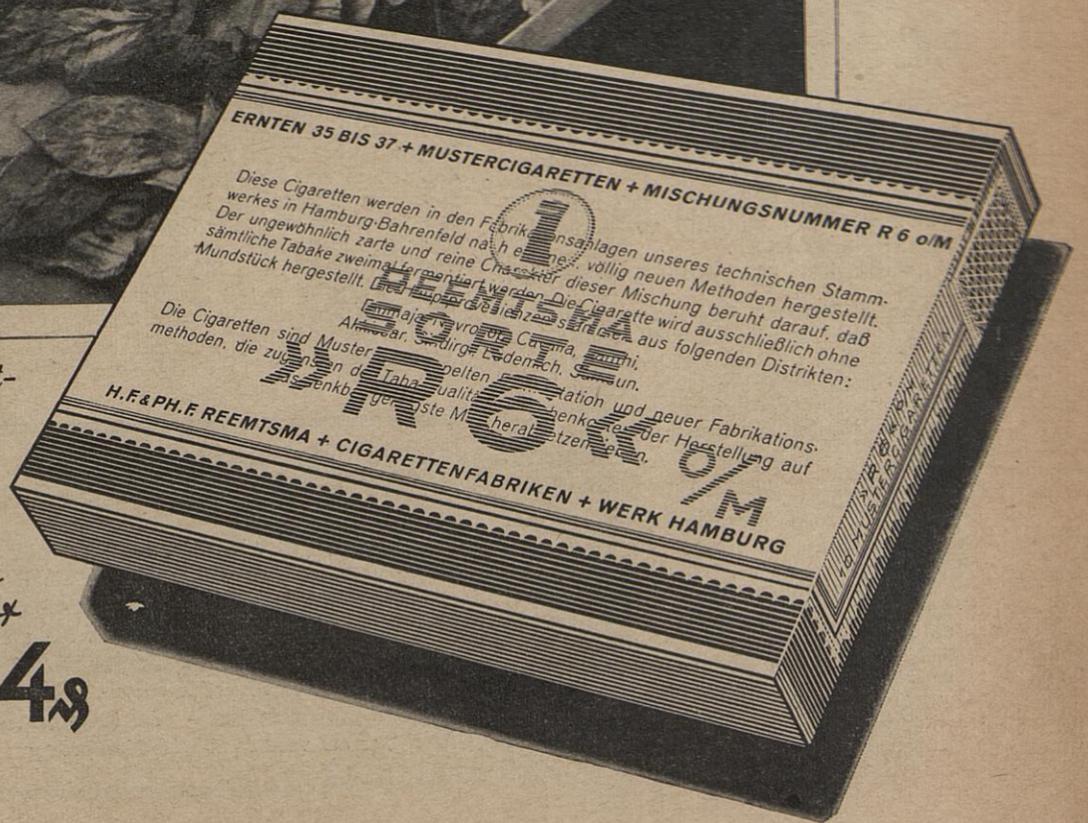
Da und dort in der Masse der vergnügungshungrigen New-Yorker lassen sich kleine Gruppen deutscher Seeleute treiben — die Mannschaft der „Bremen“ hat Urlaub bis zwei Uhr früh, und von der Pier 86 braucht man nur eine Viertelstunde bis zum Mittelpunkt des Vergnügungsviertels. Die Männer der „Bremen“ kennen seit Jahr und Tag diesen Betrieb, der immer wieder anlockend ist, auf den man stets gern wieder einen Blick wirft, auch wenn die Zeit kurz ist. Man erkennt die Deutschen oft an der Haltung, am Haarschnitt, am Auftreten. Manchmal ist eine Frage zu hören, wie lange die „Bremen“ dableiben wird. Aber auch hier, mitten im Gedränge der Weltstadt, ist nichts von Deutscheindlichkeit zu spüren.

Die riesigen Leuchtbuchstaben freilich, die über die Fassade des Times Building laufen, sind nicht gerade deutschfreundlich. 28 Stockwerke hoch ragt der Wolkenkratzer der New York Times auf, und die Laufschrift seiner leuchtenden letzten Nachrichten ist für die Men-

Tabakkultur



Ein Muster Xanthi-Yakka-Auslese, die wertvollste Zutat für jede echte Orientmischung.



*Doppelt
fermentiert*
48



Gezeichnet von Barlog

Copyright 1940 by Deutscher Verlag, Berlin. Jeder Nachdruck verboten.

In der Geisterstunde: Die Abenteuer der fünf Schreckensteiner

26. Nachts ging das Telefon

schen, die aus Kinos und Theatern kommen, in diesen aufgeregten Tagen ein Hauptanziehungspunkt.

„Mobilmachung in Holland, Belgien und der Schweiz als Sicherung vor deutscher Neutralitätsverletzung“, melden die Leuchtbuchstaben vom Times Building. Ohne Unterbrechung rollen die Nachrichten weiter. „Der englische Botschafter mit Flugzeug in Berlin eingetroffen, um wichtige Mitteilung seiner Regierung zu überbringen...“ „Die Französische Regierung hat Sperre der Rheingrenze angeordnet, weil Gefahr plötzlichen deutschen Ueberfalls besteht...“ „Kabinettswechsel in Japan. Das neue Kabinett Abe gilt als englandfreundlich...“

Herr Knieper, zweiter Offizier auf der „Bremen“, steht mit einigen Bekannten auf dem Times Square. Es gibt kaum ein anderes Gesprächsthema als die Frage: Wird England den Krieg machen oder nicht? Und im Kreise der engsten Bekannten noch die andere Frage und Sorge: Wird die „Bremen“ gut nach Europa kommen?

„Um 7 Uhr laufen wir aus“, hat Knieper seinen Bekannten erzählt. „Verlaßt euch darauf, wir kommen hinüber, was die Engländer auch unternehmen mögen.“

Die Leuchtschrift am Times Building scheint seine Worte zu bestätigen: „Dampfer Europa“ ist, ohne Kanalhäfen anzulassen, nach Deutschland weitergefahren“, melden die Leuchtbuchstaben.

Das Schwester Schiff der „Bremen“ ist also glücklich in der Heimat! Das verstärkt das Gefühl der Sicherheit und Beruhigung. Aber was weiter folgt, wirkt auf die Menschen am Times Square wie eine große Sensation:

„Dampfer Bremen“, das größte Schiff der deutschen Handelsflotte, darf New York nicht verlassen, bis Papiere in Ordnung sind. Dreizehn mysteriöse Passagiere sind nach Ellis Island gebracht worden.“

„Man will die Bremen festhalten? Das glaube ich nicht. Ich werde jedenfalls pünktlich an Bord sein“, sagt Knieper zu seinen Freunden.

„Und die Sache mit den dreizehn mysteriösen Passagieren?“

„Das ist blanke Unsinn. Das waren die paar Leute, von denen man auf jeder Reise erlebt, daß irgendwas in ihrem Paß nicht in Ordnung ist.“

Auch an den Piers ist Leben und Bewegung in diesen Abendstunden. In den Lunchwagen, jenen fahrenden Restaurants, die den Speisewagen ähnlich sind, begrüßen sich alte Bekannte. Zwischen „Bremen“-Besatzung und „Normandie“-Besatzung hat es seit langem enge Freundschaften gegeben.

„Ihr wollt jetzt also Krieg gegen uns machen?“ Das ist die immer wiederkehrende Frage, wo „Bremen“- und „Normandie“-Leute sich an einen Tisch setzen oder sich von Tisch zu Tisch zuwinken. Und oft genug kommt von den Franzosen die Antwort: „Ja, wir werden gegen euch antreten. Wir wollen uns den Fußball-Pokal wiederholen. Krieg auf dem Sportplatz — was meint ihr dazu?“

Im Frühjahr hat die Fußballmannschaft der „Bremen“ im Endkampf gegen die „Normandie“ den Atlantik-Pokal gewonnen, der seit Jahren von Schiff zu Schiff wandert. Am häufigsten haben ihn die Italiener ge-

habt, aber auch die Engländer und die Norweger konnten ihn sich holen. Jetzt hat die „Bremen“-Mannschaft die „Normandie“ um ihre Chance gebracht. Die Leute der „Normandie“ kennen vom Sport und von den Festen her ihre deutschen Kameraden. Sie haben auf der „Europa“ eine Weihnachtsfeier mitgemacht, die mit dem festlichen Gepränge auf dem von Passagieren freien Schiff einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hat. Sie wissen nichts von Feindschaft gegen Deutschland.

„Laßt euch nicht von den Engländern erwischen“, ist ihr Rat an die „Bremen“-Leute. „Von uns aus Glück für die Rückfahrt.“

Man schüttelt sich die Hände, man schlägt sich auf die Schultern, als die „Bremen“-Leute aufbrechen, um zu ihrem Schiff zurückzugehen.

Am Anschlag ist die Aufschrift geändert: „Landurlaub verlängert bis 5 Uhr morgens. Abfahrt verschoben. Voraussichtlich bis 29. August mittags.“

Ein Inspektor und zwanzig Mann

„Paßt auf, da kommen sie, die Minensucher“, ruft der Mann am Lauffsteg in das Deck hinein.

Es ist 8 Uhr morgens am 29. August. Seit den frühen Morgenstunden umfahren Patrouillenboote auf dem Hudson die „Bremen“. Jetzt erscheinen die Zollbeamten am Eingang der Pier. Ein Inspektor und zwanzig Mann in ihren dunkelblauen Uniformen. Die Fotografen knipsen eifrig. Seit dem Morgengrauen warten sie zusammen mit den Zeitungsreportern.

Der Inspektor begrüßt den Wachhabenden. Man ist höflich und kühl miteinander. Man spürt, daß dem Zollinspektor die Aufgabe peinlich ist, die er durchführen muß. Dann ergießt sich der Strom der Zollbeamten in das Schiff.

Langsam, unendlich langsam geht die Untersuchung vor sich. Aus dem Maschinenraum guckt gegen neun Uhr der Ingenieur in den Mannschaftswohnraum. „Beeilt euch doch ein bißchen, wir wollen um 10 Uhr fahren“, sagt er zu den Zollbeamten, die es sich bequem gemacht haben und in aller Ruhe, auf den Bänken sitzend, ihre Pfeifen rauchen, während die Mannschaftspind um Spind öffnen müssen.

Die Freude jedes Soldaten

ist es, wenn er auch im Felde seine gewohnte „Berliner Illustrierte“ bekommen kann. Wenn Sie Ihren Angehörigen regelmäßig die „Berliner Illustrierte“ schicken wollen, so helfen wir gern: senden Sie 1 Mark (für 5 Hefte), genaue Feldpostanschrift und dazu Ihre eigene Adresse an die „Berliner Illustrierte“, Berlin SW 68, oder an den gewohnten Buch- oder Zeitschriftenhändler. Von hier aus wird dann jedes Heft prompt zugestellt.

„Ihr fahrt heute doch nicht mehr“, meint einer der Beamten.

„Und was sucht ihr eigentlich in den Spinden? Meint ihr, daß da Geschütze drin sind?“ Auch der Zollbeamte muß lachen.

Kopfschüttelnd geht Ingenieur Meyer zurück in den Maschinenraum und telefoniert zur Brücke hinauf: „Hat es Sinn, die Maschinen unter Dampf zu halten?“ „Maschinen reduzieren!“ ist die resignierte Antwort von der Brücke.

Im Proviantraum redet der Obersteward den Zollbeamten gut zu: „Ihr habt doch bei der Ankunft alle Bestände gezählt und versiegelt. Wozu jetzt noch einmal die Arbeit?“

Aber die „Minensucher“ bestehen darauf, daß die Siegel aufgebrochen, die Vorräte an Speisen und Spirituosen noch einmal durchgezählt werden. Die Wände werden abgeklopft. Der Schiffszimmermann wird gerufen und muß da und dort die Schotten aufmachen.

Dann setzen die Beamten ihre Mützen auf: „Mittagspause! Wir kommen um drei Uhr wieder.“

Still liegt das große Schiff mit seinen tausend Menschen am Pier. Wie lange wird man die Verzögerung weitertreiben?

Um drei Uhr sind sie wieder da. Der Inspektor und zwanzig Mann. „Herr Knieper“, sagt der Wachhabende zu einem der zweiten Offiziere, „begleiten Sie die Herren. Falls Rückfragen kommen, geht es fixer, wenn jemand dabei ist.“

Im Schwimmbad gibt es großen Aufenthalt. Die blaugrünen Glasmosaik an den Wänden werden abgetastet, die Marmorfüßen, die das Bassin umgeben, werden Stück um Stück abgeklopft.

„Alle Säulen sind mit weißem Staub beschlagen“, entdeckt einer der Zollbeamten. „Wodan stammt dieser weiße Belag?“

„Holen Sie schnell mal den Bademeister“, ruft Knieper einem der Leute zu. Ein paar gespannte Minuten vergehen. Werden die Burschen etwa die Marmorfüßen abmontieren lassen? fragt Knieper sich, während die Beamten beratend um die Flecken stehen, die der geheimnisvolle weiße Staub auf den Säulen bildet.

Dann erscheint der Bademeister Lind. „Kinder, leckt mal an den Flecken“, sagt er als Antwort auf die peinlich besorgten Fragen. „Das ist doch Seesalz. Habt ihr noch nie gehört, daß Seesalz sich auf Stein niederlagert?“

Der spannende Zwischenfall löst sich in Lachen und in verlegenem Lächeln.

Aber einer der Beamten hat eine neue verdächtige Erscheinung bemerkt. Im Bassin für die Nichtschwimmer läuft der Boden sehr hoch an.

„Worauf steht das Schwimmbad?“

„Auf einem Doppelboden natürlich.“

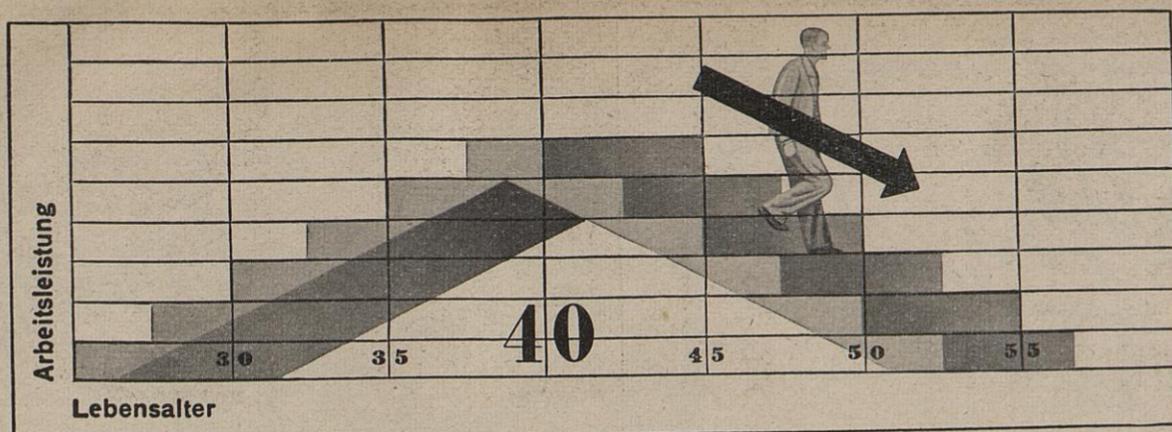
„Der Boden ist aber sehr schräg, was ist zwischen den beiden Böden?“

„Luft, meine Herren, und ein paar Abstützungen.“

Der Beamte wiegt bedenklich den Kopf. „Das müssen wir sehen.“

Hinunter in den Maschinenraum. „Hol den Schiffszimmermann“, ruft der Offizier einem Jungen zu.

(1. Fortsetzung folgt.)



Vorsicht vor dem „Arbeitsknick“!

Die Deutsche Arbeitsfront hat in einer großen Reihe von Betrieben festgestellt, daß bei vielen Gefolgschaftsmitgliedern bereits im 40. bis 45. Lebensjahr der sogenannte „Arbeitsknick“ vorlag; d. h. die Leistungsfähigkeit läßt schon in diesem Alter durch das Auftreten von Frühschäden und deren Folgen stark nach. An der Spitze dieser Frühschäden — und dies ist das Überraschende — stehen kranke Zähne!

Arbeitsknick bedeutet Leistungsminderung, Leistungsminderung hat für den einzelnen Einnahmerückgänge zur Folge. Für die Allgemeinheit aber bedeutet jede Leistungsminderung eine empfindliche Schädigung der Arbeits- und Wehrkraft. Damit ist wohl am klarsten bewiesen, daß es kaum eine teurere Krankheit als kranke Zähne gibt.

Gerade die Zahnkrankheiten machen es offensichtlich, wie gefährlich es ist, Gesundheitschäden nach ihren Erscheinungen und nicht nach ihren Ursachen zu beurteilen. Nur die wenigsten wissen, daß zwischen den Zähnen und dem Gesamtorganismus weitreichende, vielverflochtene Zusammenhänge bestehen, und daß ein zerstörter Zahn lediglich das sichtbare Zeichen unsichtbarer und häufig ausgedehnter Krankheitsvorgänge ist. Da die Zähne keine toten Gebilde sind, sondern leben und bis in das Zahnbein hinein in engster Verbindung mit dem ganzen Blutkreis-

lauf stehen, ist es auch verständlich, warum zum Beispiel ein großer Teil aller rheumatischen Leiden auf kranke Zähne zurückzuführen ist.

Die schlimmsten Feinde unserer Zähne sind die vielen kleinen Unterlassungssünden, die wir täglich begehen. Wir verweichlichen die Zähne dadurch, daß wir nicht genügend kauen. Wir putzen unsere Zähne entweder gar nicht oder aber mangelhaft und oft gerade dann nicht, wenn es am nötigsten ist, nämlich abends vor dem Schlafengehen. Und wir lassen unsere Zähne meist erst behandeln, wenn sich Zahnschmerzen eingestellt haben und der Keim zu einer Allgemeinerkrankung bereits gelegt ist. Zahnerkrankungen und deren Folgekrankheiten, die zum frühzeitigen Arbeitsknick führen, lassen sich fast immer vermeiden, wenn wir uns richtig ernähren, wenn Früchte, Gemüse, Kartoffeln und Vollkornbrot den Hauptbestandteil unserer Ernährung bilden, wenn wir alles gründlich kauen, morgens und vor allem abends unsere Zähne mit der eigenen Zahnbürste und einer guten Qualitäts-Zahnpaste, wie Chlorodont, gewissenhaft reinigen und zweimal im Jahr die Zähne untersuchen lassen. Wer so handelt, nützt nicht nur den Zähnen, sondern auch dem ganzen Körper. Es genügt aber nicht, daß wir dies alles wissen. Entscheidend ist, daß wir auch wirklich handeln!

Chlorodont

Parist

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Hallo,
hier Erika!

Ich möchte Ihnen in aller Eile etwas sehr wichtiges durchsagen: Ich, die Erika, bin der gute Geist einer schönen neuen Zeitschrift, die genau so heißt wie ich:

Erika

die frohe Zeitung für
Front und Heimat

Meine Erika wird etwas ganz Neuartiges sein: eine Brücke zwischen unseren Soldaten und der Welt daheim, eine Zeitschrift, die den Männern an der Front das Leben in der Heimat schildert, und die der Heimat von den Soldaten, von den Wünschen, Hoffnungen, Gedanken, Sorgen und Freuden des einzelnen da draußen erzählt. Meine Erika wird alle aufs beste unterhalten, denn sie ist eine gutgelaunte Gesellschafterin, nie verlegen um lustige Einfälle, aber auch eine Kameradin in ernsten Stunden, auf die man sich verlassen kann. Ich selbst werde in jedem Heft mit dabei sein und jedem soviel zum Schauen, Lachen und Lesen mitbringen! Meine Erika erscheint jeden Dienstag und kostet 10 Pfennig. Sie bekommen das neuste Erika-Heft bei Ihrem Zeitungs- oder Zeitschriftenhändler und in Buchhandlungen und Papiergeschäften.

Viel Spaß mit Erika wünscht Ihnen

Erika



Ein Sonntag im September

Roman von
GERTRUD VON BROCKDORFF

Copyright 1940 by Deutscher Verlag, Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

17. August 1939. Ludwig Brandenstein, Leiter einer Berliner Baufirma, hat für seinen Freund Melander eine Bürgschaft über vierzigtausend Mark geleistet. Die Summe ist am 4. September fällig. Brandenstein ist nach Hamburg gefahren, um von seinem Schwiegervater, dem Konsul Noltenius, Hilfe zu erbitten. Der Konsul ist nach einem Schlaganfall nicht verhandlungsfähig. Brandenstein, dessen Geld im Neubau eines Landhauses im Grunewald festgelegt ist, sieht keinen Ausweg aus der schwierigen Lage, von der er Renate, seine Frau, nicht verständigt hat. Bei der Rückfahrt nimmt er in seinem Auto ein junges Mädchen mit, das sich Elisabeth Helling nennt. Unschlüssig ist sie vor seinem Hotel hin und her gegangen; im Aufschuteller des Hotels ist sie neben ihm ohnmächtig geworden. Sie sagt ihm, sie habe in Göttingen studiert und sei in einer Pension auf der Insel Wight Haus-tochter gewesen. Wegen der deutschfeindlichen Stimmung in England sei sie heimlich abgereist, bis zur letzten Minute in Angst vor der englischen Polizei. Sie habe kein Geld mehr.

Am gleichen 17. August trifft der Makler und Spekulant Cecil Fenton aus London in Kopenhagen ein. Barnagan, sein Vertrauensmann, meldet ihm durch Luftpostbrief, daß Bessie, Fentons Frau, verschwunden ist. Abends ist Fenton bei dem Großhändler Gjelstrup eingeladen. Er sieht auf dem Schreibtisch Gjelstrups Paß und steckt ihn zu sich.

Brandenstein nimmt Elisabeth Helling in sein Haus auf. Er will sie bei seiner Bau-firma beschäftigen und läßt sie von dem Bürovorsteher Brütt, einem Junggefallen, in Steno-graphie und Schreibmaschine prüfen. Sie besteht diese Prüfung nicht. Nun wird sie bei Brandensteins Hausstube.

Fenton ist von Kopenhagen nach Hamburg gereist, auf der Suche nach Bessie. Er ver-mutet, sie habe sich dorthin gewandt, eine Frau Lürsen wisse von ihr. Frau Lürsen ist vor kurzem gestorben. Fenton forscht eine Nachbarin aus, eine Frau Hutschenreuter, jetzt Straßenbahndienstleiterin, die ihm von dem Besuch eines Mädchens bei Frau Lürsen erzählt. Fenton stellt sich unter dem Namen Gjelstrup vor. Er bleibt in Hamburg, obwohl die Eng-länder Deutschland verlassen.

Elisabeth Helling erregt den Verdacht von Brandensteins Schwägerin, der intriganten Gaby Noltenius, die bemüht ist, die Fremde auf Widersprüche zu ertappen. Brandenstein ist durch Elisabeths Nähe beglückt und beunruhigt. Daß er für Fräulein Helling sich inter-essiert und diese jetzt in seinem Hause ist, wird dem Bürovorsteher Brütt bewußt, der ihrer Anmut, schmerzlich enttäuscht, sich erinnert. Der Rundfunk verkündet Generalmobilmachung in Polen.

Fräulein Noltenius saß in einem großen Sessel vor einem falschen Kamin. Ihre Gedanken waren unablässig bei Elisabeth...

Brütt war vom Balkon ins Zimmer getreten und hatte die Nachrichten ange-stellt. Er dachte an seinen Vater, der im Weltkrieg gekämpft hatte, er dachte an die Nachkriegszeit, an seinen Beruf; er dachte daran, daß er noch nicht für den Wehrdienst gemustert war, und in diesem Zusammenhang mußte er plötzlich an Elisabeth denken...

„Der Nachrichtendienst ist hiermit beendet“, verkündete die Stimme des An-sagers in Hamburg. „Wir geben noch einmal die Zeit...“

Frau Hutschenreuter warf schnell einen vergleichenden Blick auf die Uhr.

„Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen wirklich keinen anderen Bescheid geben, Herr Gjelstrup“, sagte sie etwas ungeduldig.

„Wirklich nicht?“ fragte Cecil Fenton, der sich jetzt Harald Gjelstrup nannte, und blickte nachdenklich auf die Familienfotos an der Wand.

„Wenn ich Ihnen doch sage!“ antwortete Frau Hutschenreuter. „Ich hätte Ihnen längst Nachricht gegeben. Sie brauchen sich gar nicht sooft zu bemühen, ich habe ja Ihre Adresse.“

Fenton-Gjelstrup stieg die Treppe wieder hinunter, ging durch die vielen Straßen zu Fuß zurück und sperrte sich in seinem Hotelzimmer ein. Es war ihm so un-be-haglich, daß er nichts mehr hören und sehen wollte. Er ließ sich das Abendessen in sein Zimmer bringen, ging früh schlafen und schlief schlecht. Er stand mehrmals auf, schlug das Fenster zu, weil es ihm auf der Straße zu laut war, und riß es wieder auf, weil er es vor ständiger Hitze nicht aushalten konnte.

Der Tag graute schon, als er, noch öfters aufschreckend, einschlief. So lag er bis gegen sechs Uhr morgens. Dann erwachte er wieder. Er horchte in den Morgen hinaus, er erschien ihm sonderbar still; eine klingelnde Straßenbahn, ein schwer an-fahrendes Auto, verhallende Schritte. Alles klang merkwürdig weich und ver-wischt; die Luft, die durchs Fenster strich, war warm und schwül. Ein ferner Donner überschattete die vereinzelten Geräusche der Straße.

Nach einer Weile dämmerte Fenton-Gjelstrup wieder ein. Es blieb ein locherer Halb-schlummer, in dem der fern grollende Donner noch zu vernehmen war. Fenton-Gjelstrup wußte jetzt, daß er nicht von einem Gewitter herrührte, sondern von einer Schlacht. „Es gibt Krieg“, sagte sein Faktotum Barnagan, „das Pfund ist im Sinken.“

Da fuhr Fenton-Gjelstrup empor. Er stützte sich mit beiden Händen auf die Bettkante, sein Körper war in Schweiß gebadet. Nein, es hatte niemand gesprochen, er hatte geträumt. Das Gewitter war fortgezogen; durch das Fenster schien eine milde Sonne.

Als er gegen halb neun auf die Straße kam, sah er an den Mauern Plakate, die den zivilen Luftschutz aufriefen und bis auf weiteres Verdunkelung anordneten. Er fühlte eine Schwäche in den Knien und getraute sich gar nicht, eine Zeitung zu kaufen. Aus den Gesprächen Vorübergehender hörte er, daß den Grenzüberfällen der Polen ein Ende bereitet worden war. Seit dem frühen Morgen wurde Gewalt mit Gewalt erwidert...

Bessie! dachte er. In diesem Augenblick kehrte seine Fähigkeit zu kalter, berechnender Ueberlegung zurück. Er hatte dieses gefährliche Spiel begonnen, um seine Frau wiederzuerlangen; er wollte es fortsetzen. Da es nun einmal so weit gekommen war, erschien ihm alles andere einerlei. „Zurück“ war ein Wort, das er nie anerkannt hatte, dabei sollte es bleiben.

Er lenkte seine Schritte zum Asterpavillon, setzte sich auf einen Platz in der Sonne und bohrte seine Augen tief in den glühenden Dunst.

XII.

Renate Brandenstein rief in der Wohnung ihrer Schwester Gabriele an. Obwohl es erst gerade neun Uhr war und Fräulein Noltenius nicht gern zeitig aufstand, meldete sich niemand. Renate Brandenstein konnte sich das nicht erklären. Sie hatte die Schwester bitten wollen, nun doch einmal nach Hamburg zu fahren, da die Nachrichten über den Vater nicht beruhigender werden wollten.

Elisabeth Helling war einkaufen gegangen. Sie war nicht eine Viertelstunde lang kopfscheu geworden und hatte sich rasch an die neuen Notwendigkeiten gewöhnt. Nicht ganz so glatt ging es mit Carmen Bartuschek, der Köchin. Sie tauchte jetzt wieder mit leicht verstärkter Miene auf und murmelte etwas von Filetsteaks mit Champignons. Renate mußte ihr begreiflich machen, daß es sich statt dessen darum handle, die Reste von gestern zu verwenden. Die Augen der Köchin waren eingefunken, sie schien mit ihren Gedanken weit fort zu sein.

„Statt des Puddings geben wir Obst zum Nachtisch, Frau Bartuschek.“ Renate nannte die Köchin nie anders als Frau Bartuschek, obwohl diese keinen Anspruch darauf erhob.

„Ja“, sagte Carmen Bartuschek, und ihre Unterlippe zitterte ein wenig. Sie stand regungslos da und blickte auf Renate Brandenstein. Aber an Stelle dieses schmalen,

regelmäßigen Frauengesichts sah sie auf einmal ihren achtzehnjährigen Jungen vor sich, in grauer Uniform, mit blondem Haar und blitzenden Augen, legte die Hand aufs Herz und schüttelte eine ferne Angst von sich ab.

Als sie in die Küche zurückgekehrt war, wurde heftig geklingelt. Frau Bartuschek ging in den Flur, um die Tür aufzudrücken. Fräulein Noltenius kam keuchend die Treppe herauf. Sie war so schwer mit Paketen beladen, daß sie kaum einen Finger frei hatte. Carmen Bartuschek eilte ihr entgegen, um ihr behilflich zu sein, aber es erwies sich als zu schwierig, ihr etwas abzunehmen, ohne daß das übrige zu Boden fiel.

„Um Gottes willen, Gaby, was ist mit dir los?“ fragte Renate erschrocken, als ihre Schwester wie ein Weihnachtsmann ins Zimmer trat.

Fräulein Noltenius sank erschöpft in den erstbesten Sessel. „Ich konnte nicht mehr tragen“, erklärte sie schlicht.

Die Pakete waren zu Boden gefallen, einige hatten sich geöffnet, und Renate stellte erstaunt fest, daß sie die merkwürdigsten Dinge enthielten: bezugscheinfreie Seidenstoffe mit unmöglichen Mustern („Man kann sie später einfärben, Renate!“), Zündhölzer, Parfüm und Puder, Wimperntusche, Kerzen und Toilettenpapier.

Fräulein Noltenius fing an, mit fliegendem Atem von ihren Einkäufen zu erzählen. Renate Brandenstein schüttelte den Kopf. „Es ist ja lächerlich, Gaby“, sagte sie. „Außerdem ist es unverantwortlich, wie kannst du nur diesen Unsinn machen?“ Aber sie erinnerte sich, daß ihre Schwester als Kind nachts im dunklen Zimmer bisweilen aufschrie, weil sie sich einbildete, ein Gespenst gesehen zu haben. Jetzt hatte sie den gleichen unruhigen Ausdruck in den Augen wie damals. Sie fürchtete sich wieder vor Gespenstern; sie hatte auch in ihrem späteren Leben immer und überall Gespenster gesehen.

„Ich wollte dich bitten, nach Hamburg zu fahren, Gaby“, sagte Renate. „Eine von uns muß sich einmal selbst überzeugen, wie es mit Papa aussieht.“

„Warum fährst du nicht, Renate?“

Renate blickte in die geöffnete Handtasche. „Ich möchte Ludwig jetzt nicht allein lassen“, antwortete sie leise.

Fräulein Noltenius spitzte die Ohren. Renate sprach aber nicht weiter. „Ach“, sagte Fräulein Noltenius nur. Und dann plötzlich: „Wo ist eigentlich Elisabeth Helling?“

„Auf Besorgungen, Gaby.“

„Ja so. Das trifft sich gut; denn ich wollte eigentlich über Fräulein Helling mit dir reden.“

„Nein, Gaby“, sagte Renate sanft, aber bestimmt. In ihren grauen Augen war ein sonderbarer, stählerner Schein. „Wir haben uns neulich über Elisabeth Helling

ausgesprochen. Ich denke, wir haben alles gesagt, was gesagt werden konnte.“

„Bist du sicher, daß es wirklich alles war?“ fragte Fräulein Noltenius langsam.

„Höre, Gaby, es tut mir sehr leid, aber ich kann wirklich nicht dulden, daß du, und noch dazu in diesen Tagen, solche Geschichten machst.“

„Ich mache Geschichten? Sieh da, ich mache also Geschichten“, sagte Fräulein Noltenius mit einem Zucken um die Lippen. „Gut, Renate. Aber mache mich bitte auch nicht verantwortlich, wenn eines Tages...“

„Ich mache dich bestimmt für gar nichts verantwortlich, Gaby.“

Es hat keinen Zweck, dachte Fräulein Noltenius. Es hat nicht den geringsten Zweck, ihr zu sagen, daß eine Pension des Namens, wie ihn Elisabeth Helling als ihren Aufenthaltsort in England angegeben hat, gar nicht existiert. Aber das heißt nicht, daß ich meinerseits auf Nachforschungen verzichten müßte, ich habe eben doch eine Verantwortung...

Sie stand auf. „Ich wollte dich schon immer um die beiden japanischen Aquarelle bitten, Renate. Du weißt: die schönen Aquarelle mit den Keihern. Die Wand über meinem Bücherbord ist so kahl.“

„Die japanischen Aquarelle?“ Renate Brandenstein konnte ihre Verwunderung nicht verbergen. „Aber selbstverständlich, Gaby. Sie sind dein Eigentum, du hast sie von einer deiner Reisen mitgebracht und sie mir nur vorläufig gegeben, weil du nicht gleich einen Platz wußtest.“

Fräulein Noltenius zuckte ein bißchen zusammen. Sie hatte die Aquarelle damals Renate geschenkt.

„Darf ich sie mir gleich mitnehmen? Sie hängen im Fremdenzimmer, nicht wahr?“

„Ja. Wollen wir nicht lieber warten, bis Elisabeth Helling zurückkommt?“

„Ich bitte dich! Sie wird doch keine Geheimnisse in ihrem Zimmer haben!“

Sie war schon draußen, ehe Renate sie daran hindern konnte; aber sie zögerte einen Augenblick im Korridor. Ob Renate ihr folgte? Nein. Fräulein Noltenius atmete auf.

Elisabeths Zimmer war sauber und gut aufgeräumt. Die Säulgardinen blähten sich leicht im warmen Lufthauch. Auf dem Schreibtisch stand eine Vase mit bunten Sommerblumen. Sonst war das Zimmer ganz unpersönlich, kein Buch, kein Brief lag herum, nichts, woraus sich Schlüsse auf die Bewohnerin ziehen ließen.

Fräulein Noltenius preßte die Lippen aufeinander und versuchte, den Schrank zu öffnen. Er war nicht einmal verschlossen. Die Kleider hingen brav und ordent-



8 Tropfen
im Gesicht -

Damit beginnt die tägliche Nivea-Hautpflege! Nach dem Waschen und Abtrocknen tupfen Sie mit dem Zeigefinger etwas Nivea-Creme auf die Haut des Gesichtes. Dann verreiben Sie die Creme mit den Fingerspitzen gleichmäßig in die Haut - so lange, bis nur noch ein matter Hauch zu sehen ist.

Einmal wöchentlich - am besten nach einem Bade - sollten Sie den ganzen Körper so behandeln. Das bewirkt eine angenehme Durchblutung der Haut und verleiht Ihnen das wunderbare Gefühl der Gepflegtheit und des Wohlbehagens. Mütter sollten besonders ihren Kindern eine solche Nivea-Hautpflege angedeihen lassen, um die zarte Haut zu kräftigen, gesund und widerstandsfähig zu erhalten.

Nur nicht zu viel Creme nehmen! Die Haut soll wohl durchsättigt, aber nicht übersättigt werden. Sechs bis acht Tupfen, wie es im Bild zu sehen ist, das genügt vollkommen. Aber gut in die Haut hineinreiben! Das ist wichtig, denn die Creme soll gleichmäßig und recht tief eindringen. Darauf kommt es an!



Vor dem Schulweg die Hände und das Gesicht des Kindes mit etwas Nivea eincremen - das ist gut für die Haut!

Nivea-Creme in Dosen: 22, 50 und 90 Pf., in Tuben: 30 und 50 Pf.

Für die Pflege und zum Schutz der Haut:



euzerithaltig-hautverwandt!



Ich glätte Deine Haut

Alle Männer, die mit einem starken Bart zu kämpfen haben, kennen diesen ewigen Ärger: Nach dem Rasieren brennt die Haut, spannt sich, es bilden sich Pickel und Hautentzündungen. - Machen Sie es doch einfacher: nehmen Sie Tarr, dann bleibt die Haut glatt und geschmeidig, dann gibt es keine Reizungen der Haut mehr und Sie sehen immer tadellos sauber aus.

NACH DEM RASIEREN:

TARR

UND MORGEN RASIERST DU DICH *leichter!*

T 29



RASCH VERKLINGEND WIE EIN TON...

Schwindet Schmerz durch Melabon. Es sorgt für bessere Durchblutung der Hirngefäße u. beseitigt damit auch die spastischen Ursachen der Schmerzen. Melabon faßt also das Übel an der Wurzel an. Wegen seiner Geschmackslosigkeit und guten Verträglichkeit wird es besonders auch von Empfindlichen bei Kopf-, Leib- und Rückenschmerzen bevorzugt. - Packung zu 86 Pfg. und RM. 1.66 in Apotheken.

Gutschein. Verlangen Sie unter Hinweis auf diese Anzeige eine Gratisprobe Melabon von Dr. Rentschler & Co. Laupheim. - F 156



Wohne schön und richtig Bauwelt-Sonderheft 8 Preis 1 M. Bauwelt-Verlag, Berlin SW 68, Bauwelthaus

DARMOL

der Name sagt's: **die gute Abführ-Schokolade** RM -74 u. 1.39, in Apoth. u. Droг., Nachweis durch DARMOL-WERK, WIEN XII/82

UHU Alleskleber Klebt jeden Gegenstand wasserfest farblos Klebt: Papier, Fotos, Stoff, Leder, Holz, Glas, Porzellan, Stein, „Bakelite“, Metall auch beim Zeppelinbau verwendet - in Tuben überall erhältlich ab 20 Pfg.

1 1/2 Pf. kostet jede Marke aus Einheit. wahlen ohne Entnahmewang. Probeheft gegen Ständesangabe. Markenhause Max Herbst, Hamburg 36/K.



Vabei sein...

und das Schöne voll genießen. Frohe Stimmung, Elastizität und gesunde Nerven sind mitzubringen

Zur Stärkung der Nerven und zur Erhaltung von Lebensfreude und Leistungskraft dient

OKASA

100 Tabl. Okasa-Silber f. d. Mann kosten RM 8.80, Gold f. d. Frau RM 9.50 in den Apotheken. Zusend. d. ausführ. Broschüre u. Gratisprobe veranl. geg. 24 Pf. Porto Hormo-Pharma, Berlin SW 80, Kochstr. 18

lich auf Bügeln, in einer Ecke stand ein kleiner Koffer. Nein, auch dieser Schrank sah keineswegs nach Geheimnissen aus, er gab seinen Inhalt offen und unverhohlen preis: vier Sommerkleider und einen Mantel aus dünnem schwarzem Stoff.

Aber Fräulein Noltenius besaß eine ungewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe. Mit einem zweiten, genaueren Blick erkannte sie, daß es mit diesen Kleidern etwas Besonderes auf sich hatte. Sie waren alle in einem teuren Atelier angefertigt worden und paßten nicht zu dem mittellosen jungen Mädchen, für das sich Elisabeth Seling ausgab. Jedes trug ein Londoner Firmenzeichen, das Fräulein Noltenius kannte.

„Gaby?“ fragte Renates Stimme vom Korridor her.

Schnell und lautlos schloß Fräulein Noltenius den Schrank. Sie nahm die beiden Aquarelle von der Wand und verließ das Zimmer.

Aber schon am Nachmittag erschien sie wieder unter einem unbedeutenden Vorwand, so daß Renate sich wunderte; denn früher war Fräulein Noltenius ungefähr jeden zweiten oder dritten Tag gekommen, und das war schon ein bißchen viel gewesen.

Zum Glück war Renate Brandenstein am folgenden Morgen nicht zu Hause, sonst hätte sie sich noch weit mehr wundern müssen. Fräulein Noltenius klingelte abermals. Außer der Köchin Carmen Bartuschek war niemand anwesend. Darauf hatte sie gewartet.

„Ich fühle mich nicht ganz wohl“, sagte sie. „Ich muß mich ein wenig ausruhen. Liebe Carmen, hätten Sie wohl die Freundlichkeit, für mich zur Apotheke zu gehen? Ich muß ein Pulver nehmen, ich gebe Ihnen hier das Rezept.“

Carmen Bartuschek zögerte. Es war ihr wahrhaftig nicht danach zumute, Fräulein Noltenius einen Gefallen zu tun. Sie war in der Frühe schon am Schlesiischen Bahnhof gewesen, um durchfahrende Militärzüge zu sehen, weil sie die stille Hoffnung hatte, das Gesicht ihres Jungen entdecken zu können. Brandenstein hatte vergeblich versucht, ihr klarzumachen, daß der Junge doch noch im Arbeitsdienst sei und Briefe natürlich jetzt etwas länger unterwegs seien.

„Ich habe gräßliche Kopfschmerzen“, sagte Fräulein Noltenius noch einmal, und daraufhin gab Carmen nach. Drei Minuten später verließ sie das Haus; Fräulein Noltenius hatte die Wohnung für sich allein.

Sie verlor keinen Augenblick und begab sich in Elisabeths Zimmer, ein kleines Schlüsselbund mit lauter Kofferschlüsseln in der Hand. Aber sie zögerte dann doch, diese Schlüssel an Elisabeths Koffer zu probieren, und während sie so da stand, etwas gebückt und zuweilen versucht, die Hand auszustrecken, bemerkte sie, daß die beiden vernickelten Scharniere nach oben geschnappt waren. Es bedurfte also keines Schlüssels, es bedurfte nicht der mindesten Gewalt, man brauchte nur den Deckel aufzuklappen. Trotzdem zog Fräulein Noltenius, wie vor sich selbst entsetzt, die Hand immer wieder zurück. Als sie sich aufrichtete, um die Hemmungen von sich abzuschütteln, vernahm sie auf der Treppe ein Geräusch.

Haftig warf sie die Schranktür wieder zu und ging hinaus. Es war höchste Zeit; denn noch ehe sie das Wohnzimmer wieder erreichte, drehte sich ein Schlüssel in der Korridortür.

„Du... Ludwig?“ fragte Fräulein Noltenius etwas fassungslos. Ihren Schwager Brandenstein hätte sie jetzt am allerwenigsten erwartet, er kam vormittags nie nach Hause, was war das nur heute?

Uebrigens war er nicht weniger erstaunt, Fräulein Noltenius vorzufinden, und sie mußte ihm ihre Anwesenheit einigermaßen erklären.

„Schade, daß du umsonst gekommen bist, Gaby! Renate sagte mir, sie werde nicht vor eins zurück sein. Ich hatte auf der Bank zu tun, und hinterher war ich im Grunewald.“

„Der Neubau ist fast fertig, wie? Ihr zieht Ende Oktober um?“

„Wahrscheinlich“, erwiderte er kurz. Er schien unsicher und verlegen. Fräulein Noltenius beobachtete ihn immer aufmerksamer.

Er kommt also nach Hause, obwohl er weiß, daß Renate fort ist und vor eins nicht zurück sein kann... Sein ganzes Benehmen verrät deutlich, daß es ihm nicht angenehm ist, seine Schwägerin hier zu treffen... Und er hat unruhige Augen, die mir ausweichen. Also wollte er in Renates Abwesenheit Elisabeth Seling besuchen...

Es hatte eine Zeit gegeben, in der Fräulein Noltenius ihre Schwester haßte, weil Renate von Ludwig Brandenstein geliebt wurde. Aber jetzt spürte sie nicht nur Haß, sondern eine ferne Angst. Was war mit Brandenstein geschehen? Er war viel magerer geworden, und er sah aus wie ein Mensch, der schlecht schläft.

„Du entschuldigst mich, Gaby, ich muß noch jemanden anrufen“, sagte er kurz und ging in sein Arbeitszimmer. Er atmete auf, als er allein war.

Als er nach Hause fuhr, hatte er wirklich gehofft, für ein paar Minuten Elisabeths lächelndes Gesicht zu sehen, ihre helle, spröde Stimme zu hören. Alles um ihn her war in der letzten Zeit auf beunruhigende Weise anders geworden. Er war überarbeitet, er hatte auch Sorgen im Beruf. Bei der neuen Siedlung in der Umgegend von Wilhelmshagen machte die Wasserleitung Schwierigkeiten, und die Freude an seiner Villa im Grunewald war ihm verdorben, seit diese Sache mit der Bürgerschaft für seinen Freund Melander spielte.

Bis zum vierten September sollten die vierzigtausend Mark herbeigeschafft sein. Die Bank wollte ihm das Geld auf Primawechsel geben, wenn der Wechsel von seinem Schwiegervater Noltenius in Hamburg ausgestellt sei. Eine einfache Angelegenheit; es bestand kein Zweifel, daß der alte Noltenius einspringen werde - nur daß er zur Zeit keinen Wechsel unterschreiben konnte.

Brandenstein konnte das Geld allenfalls gegen einen Wechsel auf Sicht bekommen, aber das war ein gefährliches Instrument, selbst wenn man annahm, daß die Bank zunächst keinen Gebrauch davon machen werde. Jedenfalls mußte, wenn der Wechsel präsentiert wurde, das neue Haus im Grunewald geopfert werden. Dieses Haus, nach dem Renate sich so gesehnt hatte, das nach Brandensteins eigenen Ideen von dem Architekten Brauer entworfen und mit hundert liebevollen Einzelheiten ausgestattet worden war.

Renate stand allen geschäftlichen Dingen so fern. Brandenstein fühlte, daß er mit Elisabeth über alles reden könnte. Sie ahnte, was das Leben bedeutete; sie hatte selber um ihr Dasein gekämpft und kämpfte noch täglich darum, während Renate immer behütet worden war.

Brandenstein wanderte im Zimmer hin und her, hin und her. Auf dem Schreibtisch lag das Wechselformular; es leuchtete weiß und küßlich zu ihm hinüber.

Wieviel hängt von einer einzigen Unterschrift ab, von diesen lächerlichen paar Buchstaben!

Wäre es nicht das einfachste, daß ich selber den Namen des alten Noltenius auf das Papier setze? An seiner statt, mit meiner eigenen Handschrift...?

Er stand da und starrte das Papier an, aber er rührte keine Hand.

Den ganzen Nachmittag vermied er es, sein Zimmer wieder zu betreten; denn er fürchtete sich vor dem Anblick des leeren Formulars. Als es dämmerte, machte er mit Renate einen Spaziergang zum Kurfürstendamm. Viele Menschen waren unterwegs; die Kaffeeterrassen waren überfüllt. Schon am zweiten Tag war es jedem selbstverständlich, daß die Nacht nicht mehr vom Lichterglanz der Reklamen erhellt wurde.

Brandenstein schritt schweigend und fast träumend an Renates Seite unter den hohen Bäumen dahin, die die breite Straße säumten. Die Menschen schienen in der Dunkelheit leiser zu werden, unwillkürlich dämpften sie ihre Stimmen. Schattenhaft glitten die Straßenbahnen vorüber, die Omnibusse hatten mit den matten blauen

Lichtern etwas Gespensterhaftes. Hoch über allem aber brannten die Sterne, die kaum ein Auge zuvor über diesem funkelnden Straßenzug wahrgenommen hatte.

XIII.

Elisabeth Helling hatte gegen sechs noch im Fruchtladen gestanden. Da es Sonnabend war, hatten die Verkäufer alle Hände voll zu tun. Neben Elisabeth wartete eine blasse Frau, die ein Kind auf dem Arm trug. Das Kleine langweilte sich; es fing an zu schreien. "Geben Sie mir das Kind einen Augenblick", sagte Elisabeth. Die Frau sah sie verwundert und ein wenig misstrauisch an. Elisabeth lächelte; ihre ganze Erscheinung schien ein einziges Lächeln zu sein. Sie nahm das Kind, das jetzt mit den Händen nach ihr griff. Es hatte noch Tränen in den großen, runden Augen, aber es wurde still. Es blieb auch still, als Elisabeth es zurückgab; sie war jetzt auf einmal sehr ernst.

"Sie sind noch nicht an der Reihe, junger Mann!" sagte gleichzeitig eine empörte Stimme. Der junge Mann, dem diese Worte galten, bekam einen roten Kopf und zog sich zurück. Er wollte etwas

zu seiner Verteidigung sagen, aber in diesem Augenblick sah er Elisabeth, und Elisabeth sah ihn.

Sie erkannte ihn nicht gleich. Erst als seine Züge vor Verlegenheit ganz starr wurden, erinnerte sie sich an das Büro der Baugesellschaft. Es war der Bürovorsteher Brütt. Nun grüßte er etwas besangen.

"Ich hatte keine Ahnung, daß Sie hier einkaufen", sagte er. Das war keine sonderlich gewandte Anknüpfung, aber es war ehrlich. "Für mich liegt dieser Laden günstig, man kennt mich hier und nimmt Rücksicht darauf, daß ich selten Zeit habe. Ein Junggefelle, der es mit seiner Bürozeit genau nimmt, hat seine liebe Not, überall zurechtzukommen."

"Haben Sie niemanden, der Ihnen die Gänge abnehmen könnte?" fragte Elisabeth.

"Nein, ich habe eine kleine Zweizimmerwohnung, morgens kommt die Reinmachefrau, sonst habe ich niemanden."

Elisabeth sah ihn an. Sie fand, daß er, während er so von sich sprach, hübsche klare Augen habe. Ueberhaupt schien er ein ganz anderer Mensch als damals im Büro zu sein.

"Wenn Sie mir Ihre Karten geben und dazu sagen wollen, was Sie gern essen, will ich für Sie einkaufen, Herr Brütt", meinte Elisabeth aus einem jener schnellen und zuweilen abenteuerlichen Einfälle heraus, die sie auszeichneten. "Mir macht es gar nichts aus, ich bin jeden Tag unterwegs. Ich werde alles beim Hausmeister für Sie abgeben, wenn Sie mir Ihre Adresse sagen. Sie haben doch einen zuverlässigen Hausmeister?"

"Durchaus... Die Frau ist augenblicklich bettlägerig und den ganzen Tag zu Hause... Aber ich kann das doch unmöglich..."

Elisabeth reichte ihm schon Stift und Notizblock.

"Nur Ihre Adresse, Herr Brütt!"

Er schrieb im Stehen, und es entlockte ihm ein Stirnrunzeln, daß die Schrift so unordentlich ausfiel.

"Aber ich weiß wirklich nicht..."

"Wie Sie das wettmachen sollen, nicht wahr? Ich glaube, Herr Brütt, wenn man sich immer vorher den Kopf zerbrechen müßte, wie etwas wettgemacht werden kann, gäbe es überhaupt nichts Gutes auf der Welt."

(4. Fortsetzung folgt.)

Der FEIST-CABINET's Rat ratet:



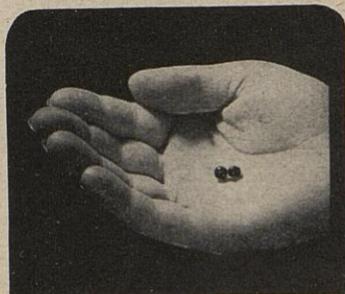
Für Fröhliche Familien Feste

RM 4.50 + RM 1.- Kriegszuschlag

FEIST-SEKTELLEREI A.G. FRANKFURT A.M.

Nur beim Apotheker! **Rheila**

In rein natürlichem Urzustand unter Kontrolle der Staatsregierung in 3/4 und 3/8 Flaschen abgefüllt.



Reichen 2 Rheila wirklich —

um eine vorbeugende und lindernde Wirkung zu erzielen? Ja — denn: Nur 2 Rheila sind durch ihren hohen Glycyrrhizingehalt in fast allen Fällen wirksam — lösen und lindern.

Rheila gehört in jedes Haus als Vorbeugungsmittel gegen Husten, Heiserkeit und Erkältungen. Aber achten Sie darauf: Rheila ist durch den hohen Glycyrrhizingehalt doppelt wirksam. — Nehmen Sie stets

nur 2 Rheila mehrmals täglich...

In Apotheken und Drogerien nur Orig.-Pack. zu RM. 0.50 und 1.-

Kraftperlen des Lebens (für Männer) (100 Stück 5.70) geg.vorzzeitige Schwäche! Näheres kostenlos verschl. Umstätter, Leipzig 1, Postf. 135p

Bei Arterienverkalkung und hohem Blutdruck



Antisklerosin!

Arterienverkalkung und hoher Blutdruck mit ihren qualenden Begleiterscheinungen wie Herzunruhe, Schwindelgefühl, Nervosität, Ohrensausen werden durch Antisklerosin wirksam bekämpft. Enthält u. a. Blutsäure und Kreislaufhormone. Greift die Beschwerden von verschiedenen Richtungen her an. Packung 60 Tabletten RM 1.85 in Apotheken. Hochinteressante Schrift liegt jeder Packung bei!

F 58
GELÄUTERTER REINER RAUCH
D.R.P. 476576

Die Patent **FILTER** Zigarette

FILTER-ZIGARETTE

Geläutertes Rauch-reiner Genuß

So urteilen Raucher:
Ich rauche die F 58 nun schon längere Zeit und habe immer wieder meine Freude an den vielen Vorzügen, die sie in sich vereinigt. Der leichte und doch aromatische Geschmack und vor allem die Wirkung des Filters, die ihren Genuß besonders angenehm macht, lassen mich stets zu dieser Zigarette greifen.

Berlin NW 89, den 16. 9. 1939
Rostocker Straße 1

Hans Dietrich

48

CREME *Ellocar*

trotzt dem Altern und verleiht den Schmelz der Jugend; denn die Tag-Creme schützt und verschönt, die Nacht-Creme nährt und belebt. In Tuben 75 Pfg., in Töpfen RM 2.—. Ellocar G. m. b. H. Düsseldorf

Rätsel

Gleicher Klang

Sie füllen den Magen.
Sie schützen den Wagen.

Vor- und rückwärts

Die Wörter:

Graz — Helena — Ilse — Irade — Laval — Pele-
rine — Peru — Talar — Tasso — Trotz — Zober
sind so zu ordnen, daß man rückwärts 13 Wörter
— jedoch in anderer Trennung — lesen kann,
und zwar:

1. Vulkanisches Gestein, 2. Geliebte des Zeus,
3. Papiermaß, 4. Schlingpflanze, 5. Unterweisung,
Vorschrift, 6. Stadt in Tirol, 7. Inselbewohner,
8. ansteckende Krankheit, 9. Teil der Säuglings-
kleidung, 10. Marter, Folter, 11. Heldengedicht,
12. Wortgefüge, 13. Boshheit.

Am Bodensee

Ich steh' an dem halslosen Worte
Des Sees und blicke hinaus;
Ich sehe Wort drüben die Orte,
Doch die eines anderen Gaus.

Wörter zusammensetzen

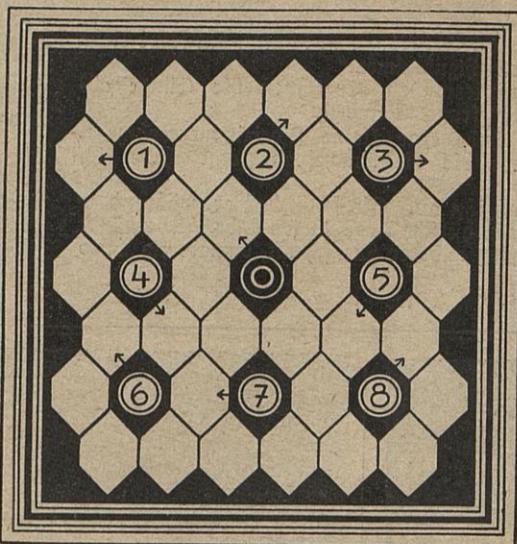
Au — Bart — Christ — Don — Ei — Eisen —
Elm — Hand — Hel — Ikon — Imker — Ina
— Ire — Nobel — Ort — Rose — Schaft — Schar —
Schwert — Tau

Je zwei der obenstehenden Wörter sind zusam-
menzusetzen, so daß 10 Wörter folgender Bedeu-
tung entstehen: 1. Begriff des primitiven Handels,
2. Gebirge in Bötien, 3. Titelheldin eines Jugend-
werks von Goethe, 4. menschliche Ansiedlung,
5. europäischer Strom, 6. Heilkünstler um 1700,
7. alte englische Goldmünze, 8. landwirtschaftlicher
Nebenbetrieb, 9. weiblicher Vorname, 10. geboge-
nes Türken Schwert.

Die Anfangsbuchstaben der zusammengesetzten
Wörter nennen einen Ostgotenkönig.

Die Welt ist mein Feld

Neun geographische Waben



In die Felder sind um die entsprechenden Zif-
fern, bei den Pfeilen beginnend, im Sinne der
Uhrzeigerbewegung Wörter folgender Bedeutung
einzutragen (ch ist ein Buchstabe):

1. Stadt in Thüringen, 2. Badeort in Ober-
franken, 3. Nebenfluß der Donau, 4. Moorbad in
Pommern, 5. Stadt in Oberitalien, 6. Stadt in
Schlesien, 7. Stadt im Protektorat, 8. Stadt an
der Adria. Das Mittelfeld nennt eine europäische
Hauptstadt.

Mit Recht und Kraft

Was das Leben gar zu sehr
Lösungswort von außen her,
Schwindet, wenn man — „er“ nur fort —
Schließlich greift zum Lösungswort.

Silberrätsel

Aus den Silben:

an — bar — ben — bul — bung — dei
— den — der — der — do — dron —
e — el — en — er — er — fe — ge
ghet — haus — he — i — ke — keit
— kel — kel — ken — ken — lar —
le — mar — mis — muf — na — na
— na — nah — nun — nungs — pi —
ra — re — rho — rük — schlag — sen
— stan — ster — tau — tern — tie —
to — un — un — ur — wall — west

sind 18 Wörter zu bilden, deren dritte
und erste Buchstaben, die dritten zuerst,
von oben nach unten gelesen, ein Ge-
leitwort von Martin Luther ergeben.
(ff gilt als ein Buchstabe)

1. Innere Erbauung, 2. Bierpflanze,
3. verbindendes Rohrstück, 4. uner-
freuliche Eigenschaft, 5. Vogelwohnung,
6. Stadt in Westfalen, 7. Säugtier-
ordnung, 8. Waldgebirge bei Hannover,
9. Teil des Gesichts, 10. Inbegriff der
Heimat, 11. Verwandter, 12. äußere
Schicht der Haut, 13. Hahnenfußgewächs,
14. deutsches Festungswerk, 15. türkische
Stadt, 16. griechische Sagengestalt,
17. musikalische Bezeichnung, 18. Aus-
rüstungsteil des Soldaten.

Lösungen der Rätsel aus Nummer 52

Die Quelle der Zeit: zuende,
zu Ende.

Plus — Minus:
Blindeluh
1 2 3 4 5 6 7 8 9

Rösselsprung:
Salt, was du verheißt,
Verschweig, was du weißt,
Hab mehr, als du leihst,
Sei wachsam im Geist,
So find'st du den Stein
Der Weisen allein.

Silberrätsel:
Nichts Schnelleres gibt's als die
Jahre.

1. Norditalien, 2. Ibbenbüren, 3.
Sjton, 4. Tasso, 5. Seeaepen, 6. Schel-

len, 7. Rafenbein, 8. Edelmut, 9. Luise,
10. Landedelmann, 11. Einjähriger, 12.
Rialto, 13. Erhard, 14. Sarabande, 15.
Großeltern.

Nimmermüde Hände: Schacht
nicht — Nachtsicht.

NEBELMOND
ESELLOOPER
UOLANORO
JULIÖGROG
ALEPPOOII
HMOSOLIAS
REDEREIOT
Bilder bau-
en ein Kreuz-
worträtsel
(Figur neben-
stehend).
Aus der
Zeitung:
Elettra.

Die Weichsel — deutsch:
Graudenz.

Lesen Sie im
neuen Jahr
ein Blatt von
Weltgeltung:
die

Deutsche Allgemeine Zeitung

Überall im Zeitungshandel zu haben. Die Deutsche Allgemeine Zeitung
kostet mit Morgen- und Abendausgabe 4 Mark 35 monatlich. Außerhalb
Berlins die große Reichsausgabe (1 mal täglich) für 4 Mark 50 zuzüglich
36 Pfg. Bestellgeld. Bestellung bei der Post oder beim Deutschen Verlag.

Herzbeschwerden:

Herzklopfen — Herzstechen — Herzschwäche — Herzdruck
Atemnot — Angstgefühl usw. sollen unbedingt gründlich und mög-
lichst bald behandelt werden. Durch rechtzeitige Anwendung eines
stark beruhigenden und herzkräftigenden Mittels kann
man ernsthafte Gefahren vermeiden. Beseitigt man die Erschei-
nungen nervöser Herzbeschwerden, so wird man auch wieder besser
schlafen. Ein bewährtes Mittel, das wirklich gute Erfolge bringt:

Heumanns „Herz-Hilfe“.

Dieses konzentrierte, nach drei Richtungen wirkende Präparat reicht
fast einen Monat und ist für RM. 2.50 in Apotheken zu haben.

Kostenlos erhalten Sie ein umfangreiches Werk über
die beliebten und zuverlässigen Heumann-Hilfsmittel,
die mit ihrer Riesenzahl der schriftlichen, dankbaren
Anerkennungen einzig dastehen. Schreiben Sie
bitte sofort an Ludwig Heumann & Co., Nürnberg 103



Männer erhalten wichtige Broschüre gegen vor-
zeitige Schwäche diskret u. kostenlos von
G. Schulte & Co., Komm.-Ges., Frankfurt/M., Schließl. 35

Polen-Briefmarken. 200 alle versch. 3.50; 300 alle versch. 8.—
Preisliste gratis. K.W. Lampel, Dresden 1, Prager Str. 10

EISU Stahl- Betten Schlafzimmer, Kinderbetten,
Holz- Polster, Stahlmatratzen an
jeden, Teilzahl. Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Suhl/Th

O- u. X-Beine
korrigiert und reguliert Deutsches Reichspatent
SATURN, Siegmarsf. F. 1. Verlang. Sie Katal. 51

Wissen Sie schon, daß das bewährte
Hormon-Präparat:
„KAOTA“
viel Männern bei
vorzeitig. Schwäche hervorrag. Dienste leistete?
(RM. 8.80; silber f. Männer, gelb f. Frauen). In all. Apothek. od. disk. ohne Abs. durch uns. Versd.-Apotheke!
Fordern Sie aufklär. Schrift mit Probe gegen 24 Pf. Porto von: Medico-Pharma, Berlin-Chlb. 7, Postf. 219

Ja schon der Jäger aus Kurpfalz
nahm oft und gerne „Bullrich-Salz“

Bullrich Salz

jetzt
Röhre 18
Tabl. 18 Pfg.

H U M O R

Zeichnung von E. D. Plauen

Frisör: „Ihr Bart müßte mal wieder geschnitten werden!“

Schneidermeister: „Und Ihre Hosen müßten mal wieder aufgebügelt werden — aber ich werfe Ihnen das nicht jedesmal vor!“

*

Fräulein Lore war sehr streng erzogen. Aufgeregt kam sie nach Hause.

„Denke einmal an, Mutti, dieser Herr Zack hat die Frechheit bejessen, mich zu küssen!“

„Unglaublich! Darüber warst du doch sehr empört?“

„Jawohl, liebe Mutti! Jedesmal...!“

*

„Für wie alt schätzen Sie mich, Herr Schmidt?“ — „Nach Ihrem Teint für ein achtzehnjähriges Mädchen, nach Ihrem Gesicht für ein siebzehnjähriges, und nach Ihren Wangen für ein vierzehnjähriges Kind!“

„Na — und?“

„Ja — das ist zusammen genau 49!“

*

Hedel spielte Stat. Verlor und verlor. Und murmelte ärgerlich: „Und dann auch noch die drei Mark!“

„Welche drei Mark denn?“

„Na, meine Frau ist gewöhnt, daß ich beim Stat gewonnen habe, und daß ich ihr dann die Hälfte vom Gewinn schenke!“

*



Im tiefen Schnee...
Treffpunkt am Dentmal!

„In welchem Monat sprechen die Frauen am wenigsten?“

„Im nächsten! Der hat nämlich nur neunundzwanzig Tage.“

*

Peter Vogel liebt ein Mädchen. Das Mädchen schwärmt: „Und dann wirst du mir ein trauliches Nestchen bauen...“

„Erlaube mal“, sagt Peter beleidigt, „ich heiße nur Vogel!“

*

„Immer haben Sie aber doch nicht Schwierigkeiten mit dem elektrischen Licht?“ fragte der Mann vom Elektrizitätswerk.

„Nein, immer nicht.“

„Dachte ich es mir doch. Es ist immer nur zu gewissen Zeiten, nicht wahr?“

„Ja, nur nach Eintritt der Dunkelheit.“

*

„Hat sie ja' gesagt auf deine Werbung?“

„Nicht direkt!“

„Was sagte sie denn?“

„Daß ich der letzte wäre, den sie heiraten würde!“

*

„Emil, du mußt nicht immer sagen: ‚Ich jeh' nich'. Es heißt: ‚Ich gehe nicht, du gehst nicht, er geht nicht, wir gehen nicht' — und so weiter.“

„Is jut, aber warum jeh'n die nun alle nich'?“

*



„Wenn sein Gesicht glänzt,
sieht er nicht gerade ‚glänzend‘ aus.“

Und Sie?

Von Ihnen erwartet man erst recht, daß Sie zu jeder Stunde trotz anstrengender Hausarbeit gepflegt und anziehend aussehen. Das ist heute so einfach, denn es gibt ja Mystikum Puder und Compact. Die hauchfeinen Mystikum Puder und Compacte haften so gut, daß ein häufiges Nachpudern überflüssig wird. Ihre Haut erhält jenen matten Schimmer, den man an gepflegten Frauen so sehr bewundert. Mystikum Puder und Compact passen sich unsichtbar der Haut an und wirken wie ein Schutzfilm, durch den die Haut frei atmen kann.

Welcher Puder — welches Wangenrot aber für Sie richtig sind — das sagt Ihnen die Scherk-Tabelle. Sie ist in jedem Fachgeschäft erhältlich.



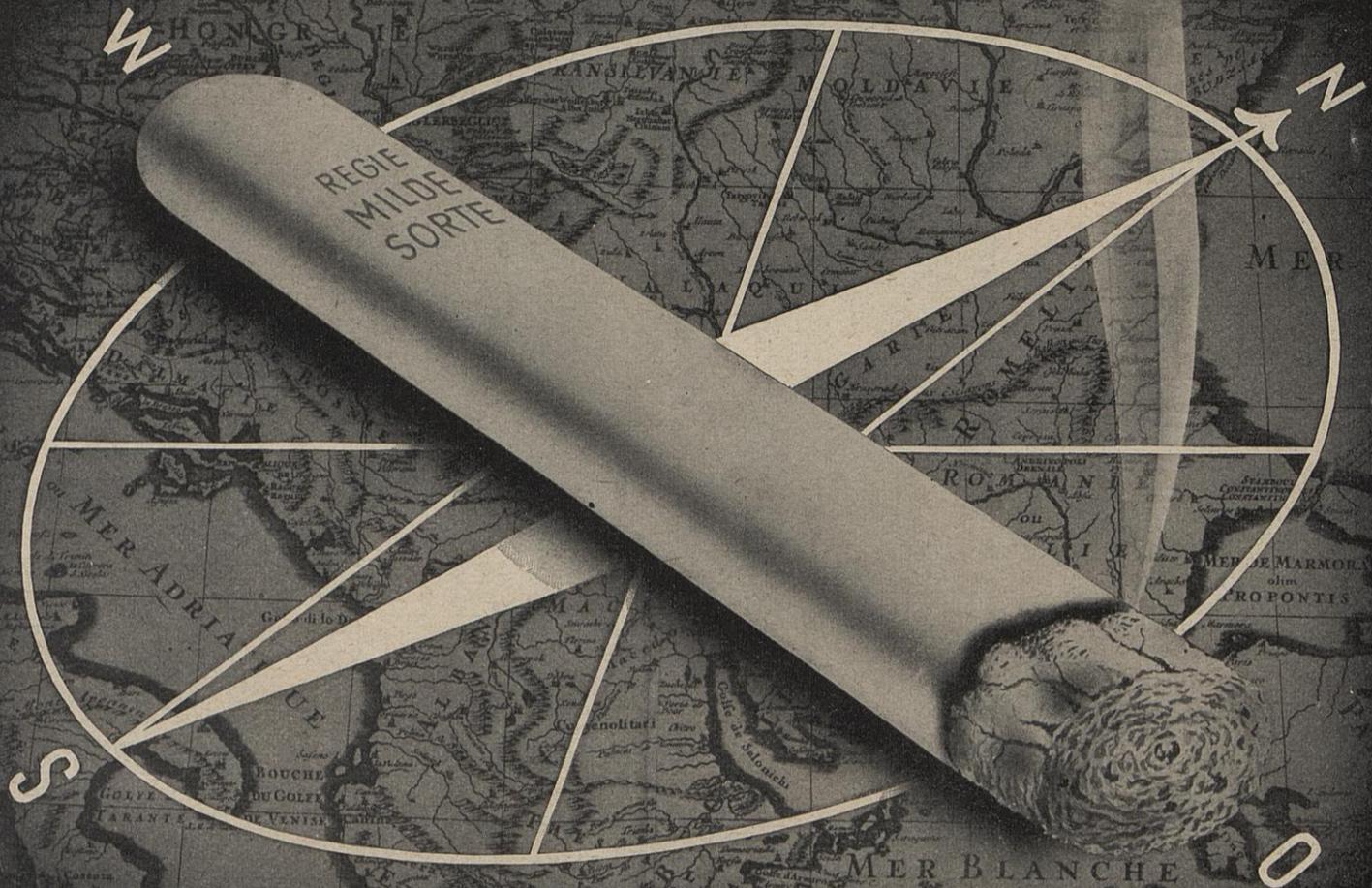
Mystikum

P U D E R - C O M P A C T

Der Schönheitssehler Ihrer Haut



SCHERK



Die Nachbarschaft mit gutem Tabak vom sonnebegnadeten Balkan machte Wien schon vor 150 Jahren zur Pflegestätte edelster Tabakkultur. Als Mittler zwischen Ost und West

wandelt seitdem die Osterreichische Tabak-Regie die Üppigkeit der feinen edlen Orient-Tabake zu jener aromatischen und milden Eigenart, die jeder Zigarettenraucher schätzt

Milde Sorte



4 Pfennig

DAMES 4 Pf.

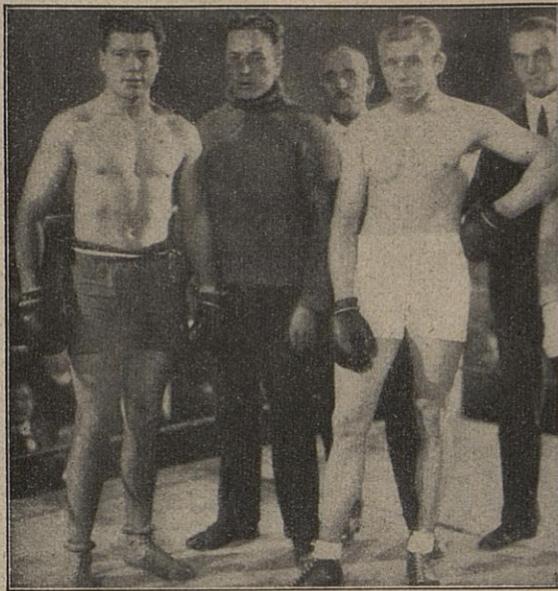
MEMPHIS 4 1/8 Pf.

III. SORTE 5 Pf.

NIL 6 Pf.

Ein Mann und sechs Berufe

Italiens vielseitig begabter und auch in Deutschland bekannter großer Sportsmann Erminio Spalla



1920: Der Europameister.

Mit dem — unentschiedenen — Boxkampf des 23jährigen Spalla gegen Breitensträter im Admiralspalast beginnt die stolze Karriere des späteren Schwergewichts-Europameisters.



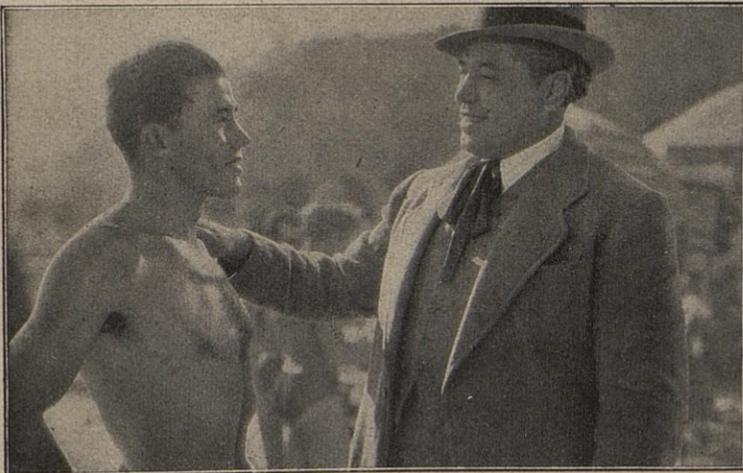
1930: Opernsänger und Karikaturist.

Nach Jahren erfolgreicher Kämpfe treibt es den Ex-Boxer und Weltenbummler von seinem Landgut zum Theater: In Südamerika und Italien feiert er als Sparafucile in „Rigoletto“ und in anderen großen Partien Triumphe. Aber auch als Zeichner führt der witzige Universalgenie den Griffel virtuos und karikiert sich selbst treffend als Sänger.



1935: Bildhauer und Maler.

Einst wollte Spalla Bildhauer werden und lernte bei Maestro Galli. Als reifer Mann schafft er jetzt schöne Plastiken wie die Büste „Mutter und Kind“. Auch für sein Talent als Maler — Spalla besuchte in der Jugend Kunstakademien — zeugt das Genre-Bild seiner Kinder.



1939: Film-Schauspieler.

Spalla von einer neuen Seite: Hauptdarsteller in dem italienischen Film „Gefährliche Frauen“. Die bezwingende Wärme, das Draufgängertum und die Kraft der Persönlichkeit Spallas vereinigen sich in einer Glanzrolle: er spielt den Vater und Trainer eines jungen Meisterboxers. Spalla drehte bereits in dem Film „Seufzerbrücke“ und schreibt — als früher erfolgreicher Komödiendichter — sein erstes Drehbuch. Aufnahmen: Difu-Schulte



Basel

Unter dem Militärmantel: Seidenstrümpfe, Stiefel, lange Hosen. Ein ungewöhnliches Bild aus der Schweiz: Die ersten Mitglieder des weiblichen Freiwilligentorps marschieren durch Basel.



Phrasen vor leeren Plätzen...

Associated Press

Genf

Auf dem mit einem Kreuz gekennzeichneten Sitz saß sonst der sowjetrussische Vertreter. Aber diesmal trug die Genfer Komödie den Titel „sowjetrussisch-finnischer Konflikt“. Die zwei Männer mit den sorgenvoll aufgestützten Köpfen sind Vertreter Uruguays; auch dieser südamerikanische Staat erklärte jetzt seinen Austritt aus dem Völkerbund. Ganz vorn die Vertreter eines Staates, den es nicht mehr gibt: die Vertreter Polens.



Strasbourg

Vor dem Münster Erwin von Steinbachs...

Strasbourg ist evakuiert. Presse-Bild-Zentrale (2)



Wo sich der Maler berühmter Bauernköpfe wohlfühlt...
Der Bauernhof Paul Mattias Paduas, ein Haus über Gmund am Tegernsee, ein echter Bauernhof aus dem achtzehnten Jahrhundert.



Im Stall steht der Bauer Padua

und er versteht etwas von Bauernarbeit. In Salzburg geboren, hat er bis zum Weltkrieg auf dem Lande gelebt. Dann ist er als Fünfzehnjähriger freiwillig ins Feld gegangen. Nachher war er wieder 10 Jahre Bauer unter Bauern. Und dann kam — ihn ganz beherrschend — die Malerei. Padua ging nach München...



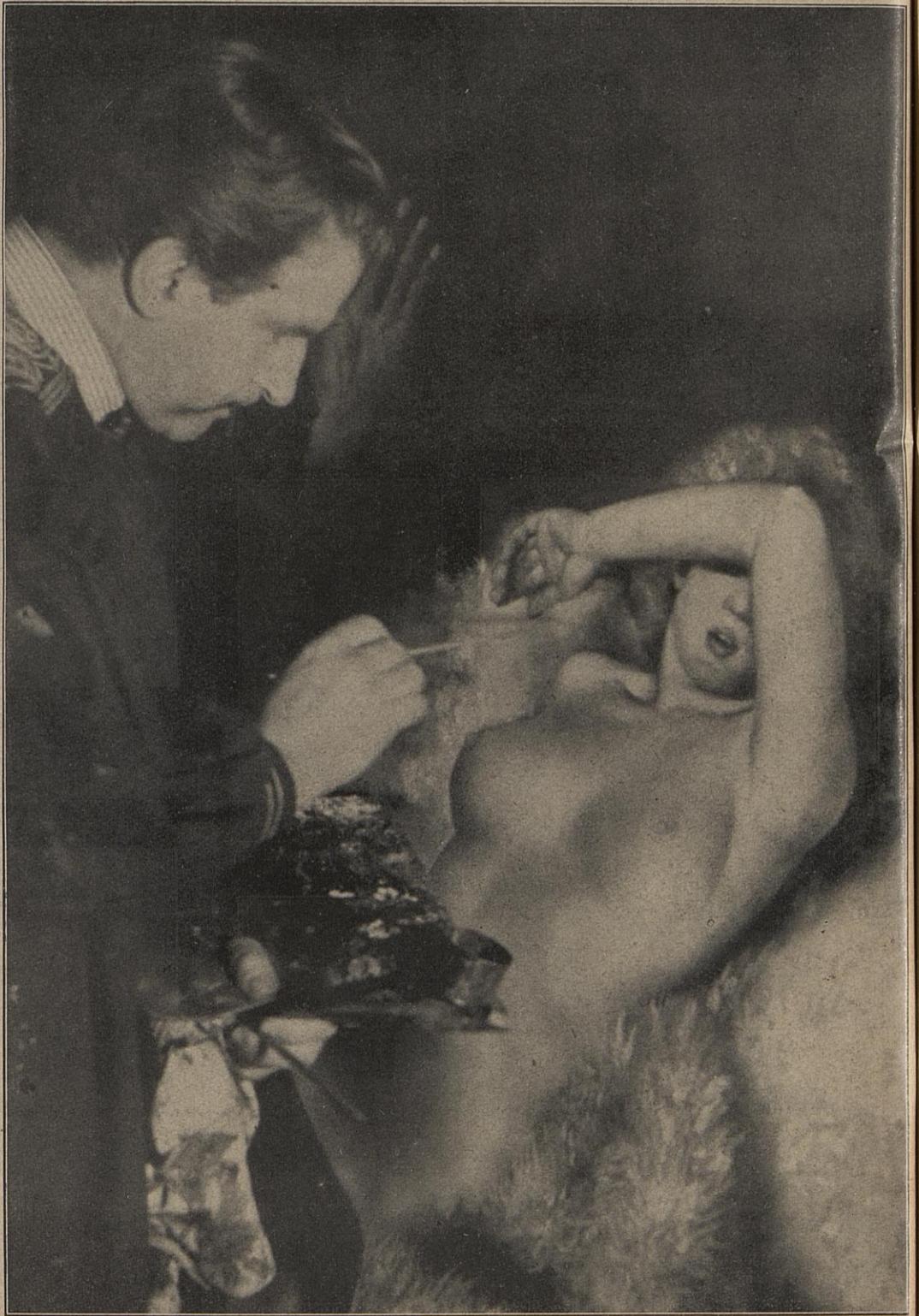
In der Stube sitzt der Maler Padua bei seinen Modellen:
Bauernbilder, unbekümmert, frisch, temperamentvoll, waren die ersten Zeugen, die für das Schaffen Paduas sprachen.

Zwischen Bauern und Göttern

Unser Bildberichterstatter
Otfried Schmidt besucht
den Maler Paul Mattias
Padua

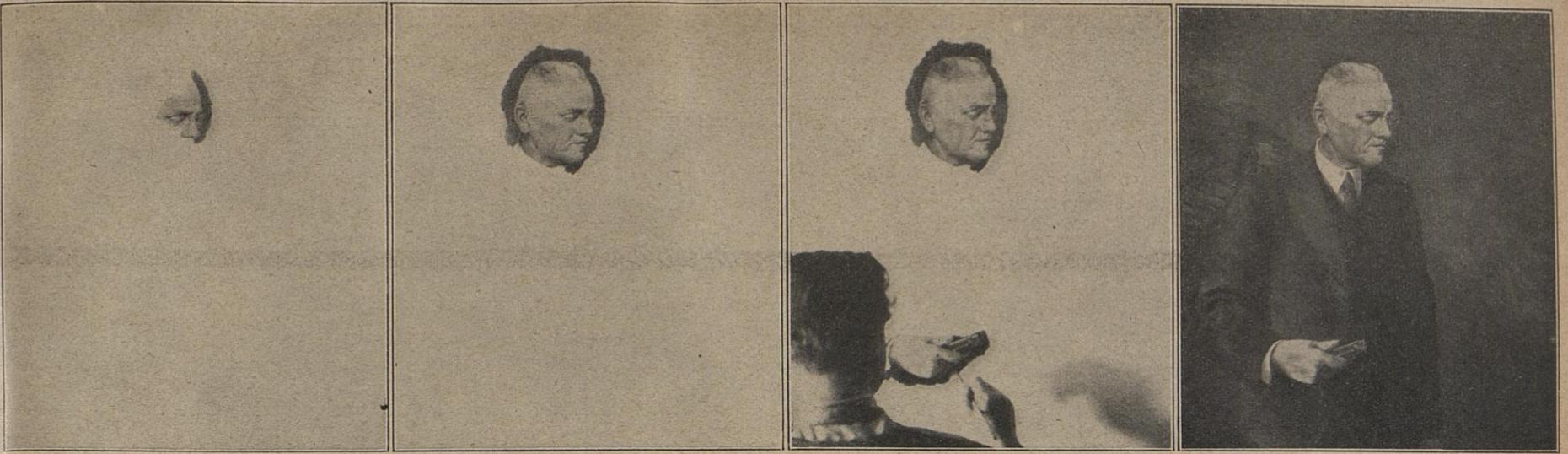


Padua „souffliert“
seiner Frau, der Schauspielerin Ingeborg
Wittmann vom Münchener Residenztheater.



Im Münchener Atelier: Ein neues großes Werk entsteht.

An den Motiven seines ursprünglichen Lebenskreises, seiner Heimat, hat Padua in jahrelanger Arbeit seine Kraft erprobt, hat mit Fleiß und Kühnheit die Ausdrucksfähigkeit seiner Palette zu hoher Reife gesteigert. Nun konnte er mit dem Ernst des Künstlers an die ganz großen Vorwürfe der Malerei herangehen: Die Münchener Kunstausstellung 1939 zeigte seine „Leda mit dem Schwan“. Jetzt steht „Mars und Venus“ auf der Staffelei.



Wie Padua ein Bildnis malt: Es entsteht auf der Leinwand — ohne jede Skizze.

Er beginnt mit den Augen; sorgfältig wird der Kopf zu Ende gemalt.

Dann entsteht die Hand, genau so porträt-ähnlich wie das Gesicht.

Schließlich vollenden rasche virtuose Striche das Gemälde.



Eine Stunde Arbeit nach dem Modell.

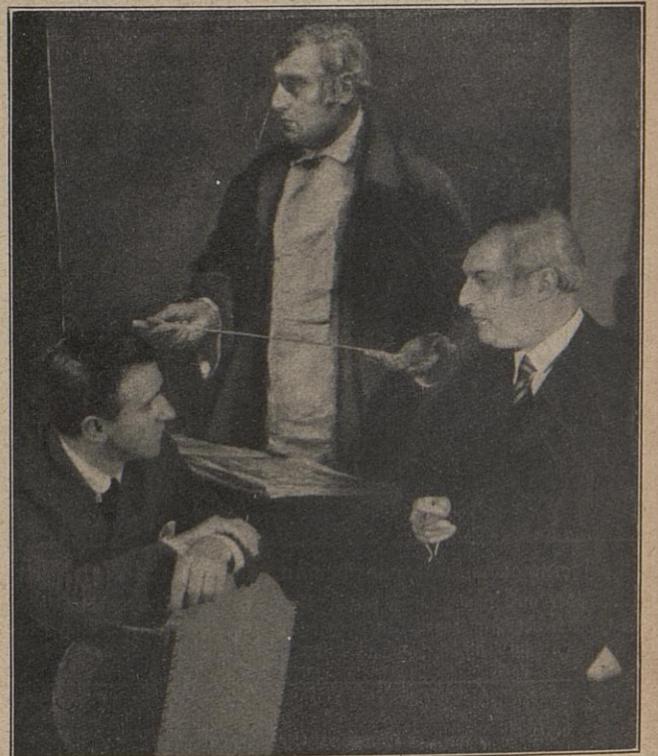
Immer wieder haben sich die Maler um den schönen mythologischen Vorwurf bemüht, der von Mars, dem Gott des Krieges, erzählt, den Venus, die Göttin der Liebe, in ihre goldenen Netze legt. Padua nimmt ihn wieder auf, um ihn unserem Zeitalter mit seiner Kunst neu zu schenken. Er legt die Liebeszene auf ein meerumspültes Eiland. Im Mondschein blinkt die eiserne Rüstung des Gottes, spielen mächtig die Muskeln der Kämpfergestalt. Auf ein Schaffell hingestreckt ruht Venus; und schon jetzt überwältigen die malerischen Kontraste der Figuren und des Hintergrundes ebenso wie die Großartigkeit der Auffassung neben der handwerklichen Leistung des Meisters.



An der Atelierdecke:
Der Schwan, von dem der Künstler launig erzählt, er habe ihn zu seinem Meistergemälde von 1939 angeregt!...

Generalmusikdirektor Professor Clemens Krauß

nach einer Orchesterprobe gemalt, „so wie er war, in seinem blauen Mantel, der innen rot abgefüttert ist. Er kam mir vor wie ein spanischer Grande. Der Taktstock wirkte wie ein Florett. Herrlich die goldbraune Farbe seines Gesichtes“, erzählt Paul Mattias Padua.



arbeit
Reife
lerei
steht



Es spricht sich natürlich in der ganzen Kompanie herum, daß da einer an einem Lied bastelt, und alle helfen mit!
 „Unser Hauptmann muß auch eine Strophe bekommen!“ — „Was reimt sich denn außer ‚Schmerz‘ noch auf ‚Soldatenherz‘?“ — „Scherz!“ — „Halt, noch besser: ‚Erz‘!“ — „Kinder, macht das Dichten durstig!“

So fängt es an: Auf dem Marsch erzählt einer seinem Kameraden...
 „... gestern erst schrieb ich meiner Braut: Wir marschieren, wir marschieren, marschieren!“ — „Mensch“, sagt der andere, „wie das klingt, hör mal zu: Tamtam, wir marschieren, tamtam — marschieren, marschieren...!“ Auf dem ganzen Marsch sinnt er weiter, und...

... ein Soldatenlied entsteht!

Berichtet von Nyary



Der eigentliche Dichter und Komponist...

... hat gute Tage! Wenn er so traumverloren umhergeht, ein paar Latte pfeifend, mit den Händen dazu dirigierend, dann wagt ihn nicht einmal der Hauptfeldwebel zu stören! Hart und verständnisvoll wird getan, als ob man den Dichter gar nicht sehen würde, denn wer weiß — eben kann sich ja der Kuß der Muse auf ihn setzen!



Aber die Kameraden haben auch gute Einfälle! Bei der nächsten Handgranatenübung durchzuckt es doch einen wie der Blitz: „Ha, prima! In den Refrain muß man unbedingt einen Partenschlag einschleiben!“



Und wie oft ruft einer nachts „Warm!“
 „Ich hab's! Die erste Strophe wird zum Schluß wiederholt! — Ja...?“



Noch einmal werden alle Gemüter bis zur Siedehitze erregt...
 ... jeder will den Namen seiner Braut in dem Lied haben! Vergebens zieht sich der Dichter in den abgelegensten Winkel zurück, man findet ihn! Er stöhnt und ächzt, sagt zu allem „Ja“, und eines Tages ertönt...



... die Ur-Uraufführung!

Der Verfasser muß das Lied vor der angetretenen Kompanie vortragen! Es findet ungeteilten Beifall, und jede Brust hebt sich im Stolz — die Kompanie hat endlich ihr eigenes Lied! Das Lied wird geliebt, gesungen und gesungen, Klang und Worte verbreiten sich...



Und bald kommt der große Augenblick:
 Das neue Soldatenlied klingt zu Millionen...